

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 160 (1992)
Heft: 27-28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Evangelium und Kultur

In einem echten Dialog zwischen Evangelium und Kultur wird sich auch die jeweilige Kultur als lernfähig erweisen müssen. Denn eine selbstzufriedene, eingeschlossene Kultur ist nicht imstande, das Evangelium zu vernehmen, wie sie nicht imstande ist, sich auf etwas anderes einzulassen. Wenig Neigung, sich auf etwas anderes einzulassen, haben aber auch jene Kreise in den Kirchen, die – ohne Lehramtsträger zu sein – alles Gewicht auf traditionelle Formen legen, weil sie sich keine überzeugenderen vorstellen können oder weil sie befürchten, eine neue Form oder Formulierung sei bereits ein anderes Evangelium oder eine andere Kirche. Auf evangelikaler Seite wird manchmal bekümmert gefragt, ob ihre Sprache etwa doch die «Sprache Kanaas» sei und was dagegen getan werden könnte. Auf der entsprechenden katholischen Seite – in Analogie zu «evangelikal» nenne ich diese «katholikal»¹ – gibt es diesen Kummer weniger, weil sie offensichtlich gerade auf unvermittelte lehramtliche Formulierungen Wert legt, sich damit aber auch dem Vorwurf aussetzt, fundamentalistisch zu sein.

Eine Sprache jenseits von moderner Sprachlosigkeit und fundamentalistischer – biblischer bzw. biblizistischer oder traditioneller bzw. traditionalistischer – Wörtlichkeit ist allerdings auch noch keine Gewähr dafür, dass die Sache des Evangeliums ganz verstanden oder gar verbindlich angenommen wird, dass alle, die das Evangelium verständlich vernommen haben, kirchliche Christen und Christinnen werden. Für die Kirche war der Anspruch des Evangeliums aber schon früh nicht nur ein Anspruch, auf den der einzelne Mensch antwortet, sondern auch ein öffentlicher Anspruch. Dieser Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums darf in der Logik des Evangeliums und kann in einer pluralistischen Gesellschaft auch praktisch nur im öffentlichen Diskurs zur Geltung gebracht werden. Sich in diesem Sinne an der öffentlichen Meinungs- und Willensbildung in allen gesellschaftlichen – kulturellen, sozialen, politischen – Zusammenhängen zu beteiligen, ist meines Erachtens deshalb eine zweite Aufgabe der Laien in der Evangelisierung.²

Die Grundgestalt dieser Beteiligung ist der Diskurs, die faire argumentative Auseinandersetzung. «Und anders erhebt die Wahrheit nicht Anspruch als kraft der Wahrheit selbst», erklärte das Zweite Vatikanische Konzil über die Religionsfreiheit: «Nec aliter veritatem sese imponere nisi vi ipsius veritatis.» So braucht auch das Evangelium kein ihm äusseres Impo- niergehabe, kein Bedachtsein der Kirche auf institutionelle Vorteile, kein berechnendes Ausnutzen von historischen und anderen Vorteilen. Dass das Evangelium, mit dem Römerbrief als «eine Kraft Gottes» geglaubt, von den

27–28/1992 2. Juli 160. Jahr

Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

Zwischen Evangelium und Kultur

Ein Beitrag von
Rolf Weibel 405

**Feldprediger: «Heruntergekommene»
oder konsequente Bergprediger?**
Theologische Reflexionen zum Feld-
predigeramt von
Kurt Koch 406

15. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,25–37 407

16. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,38–42 409

500 Jahre Unterdrückung + Widerstand
«Die Bibel ist ein Gedächtnisbuch der
Armen» 413

«Europa bauen in der Einen Welt»
Vom 91. Deutschen Katholikentag be-
richtet
Rolf Weibel 415

Hinweise 416

Amtlicher Teil 417

Schweizer Kirchenschätze

Abtei Muri-Gries, Priorat Sarnen:
Hl. Martin als Bischof (Emailminiatur
auf dem Fuss des Messkelches um 1740)



Kirchen manchmal dennoch mit zusätzlicher Kraft versehen wird, macht nicht nur das Evangelium unglaubwürdig, sondern lässt auch die Kirchen aneinandergeraten.

Äusserungen vor allem Papst Johannes Pauls II. über die Evangelisierung Europas, päpstliche administrative Massnahmen im ehemals kommunistischen Europa wie Vorkommnisse vor Ort haben dazu beigetragen, dass nicht-römisch-katholische Kirchen befürchten, die römisch-katholische Kirche verstehe unter Evangelisierung eine römische Reconquista. Diesen Befürchtungen kann entgegengehalten werden, dass Äusserungen und Massnahmen missverstanden wurden, dass in örtlichen Konflikten alte Konflikte zum Austrag kommen, dass die römisch-katholische Kirche nicht nur die Religionsfreiheit und die Menschenrechte überhaupt zu verteidigen bereit ist, sondern auch die ökumenische Zusammenarbeit erklärtermassen will. So hat auch die Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa 1991 «die Notwendigkeit des Dialogs und der Zusammenarbeit mit den anderen Christen, mit den Juden und mit allen, die an Gott glauben» erklärt. Deshalb kommt nun alles darauf an, dass diese anderen Christen – wie die Juden und alle, die an Gott glauben – praktisch erfahren können, dass der Dialog ernst und die Zusammenarbeit aufrichtig gemeint sind. Wir dürfen nicht vergessen, wie Christen an Christen, Christen an Juden und an Menschen eines anderen Gottesglaubens schuldig geworden sind, wie sie einander auch viel schuldig geblieben sind. Die Erinnerungen an diese Erfahrungen sind, auch wo sie nur mehr kollektiver Art sind, doch noch höchst wirksam. Verarbeitet werden können sie nur, wenn sie nicht verdrängt werden; verändert werden kann ihre Wirksamkeit nur durch neue und andere Erfahrungen.

Rolf Weibel

¹ Vgl. dazu Rolf Weibel, *Katholizismus: Kirche oder Sekte?*, in: *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte* 85 (1991) 249–266.

² Die vorliegenden Überlegungen wurden – wie bereits jene zum Allgemeinen des Evangeliums und dem Besonderen der Kultur (SKZ 25/1992) – erstmals im Rahmen der Studientagung der Schweizer Bischofskonferenz und der Konferenz der General- und Bischofsvikare über «Die Aufgaben der Laien in der Evangelisierung» vorgetragen (vgl. SKZ 19/1992, S. 287).

Wo diese Aufgabe umsichtig wahrgenommen wird, können sich auch für das Sprachproblem Lösungen abzeichnen. Das zeigt in der Schweiz nicht zuletzt eine Kommission der Bischofskonferenz, nämlich die Nationalkommission *Justitia et Pax*, weil sie bewusst nicht nur zur binnenkirchlichen Meinungs- und Willensbildung, sondern auch zum öffentlichen Diskurs beitragen will und auch beiträgt.

Pastoral

Feldprediger: «Heruntergekommene» oder konsequente Bergprediger?

Als Gründungstag der Feldpredigergesellschaft gilt die erste Tagsatzung der Schweizer Feldprediger in Baden am 22. Januar 1894.¹ Zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag verfasste der protestantische Feldprediger Gottfried Strasser aus Grindelwald die folgenden Verse in seinem Gedicht «Feldprediger heraus!»²:

Wie war's? Wir sassen allesamt
Daheim vertieft in Pflicht und Amt.
Da drang der Ruf zu uns ins Haus:
Feldprediger heraus!

Ob Katholik, ob Protestant,
Wir sind einander nah verwandt.
Wir sind aus einem Vaterhaus!
Feldprediger heraus!

Zu treuem Dienst sich jeder meld'
Dem weissen Kreuz im roten Feld!
Zieh'n Andere die Stirne kraus,
Feldprediger heraus!

Und Regiment an Regiment
Von uns nur eine Predigt kennt:
«Vertraut auf Gott im Sturmgebraus!»
Feldprediger heraus!

«Die beste Waffe ist der Muth,
Der tief im frommen Herzen ruht.»
Der siegt, ob auch die Kugel saus –
Feldprediger heraus!

Und tritt der Tod an uns heran,
Wohlan, wir haben freie Bahn!
Was fürchten wir des Grabes Graus?
Feldprediger heraus!

Diese Gedichtverse legen beredtes Zeugnis ab von jenem hoffnungsvollen Geist, der an der ersten Tagsatzung der Schweizer Feldprediger wehte. Solche triumphalen Töne kommen den heutigen Feldpredigern wohl kaum mehr auf die Lippen, und sie können selbstverständlich auch von einer theologischen Begründung des Feldpredigeramtes nicht erwartet werden. Denn die theologische Reflexion ist ein kritisches und deshalb nüchternes Geschäft. Dieses ist erstens gut beraten, wenn es die in der heutigen Gesellschaft – und Kirche – stets wachsende Kritik am Feldpredigeramt sensibel wahr- und ernstnimmt. Und es muss zweitens darauf abheben, die verschiedenen Facetten, die das Feldpredigeramt in der Schweizer Armee in sich vereinigt, ins Blickfeld zu nehmen. Dabei sei, um die Prioritäten von allem Anfang an richtig zu setzen, die fundamentalste Facette an erster Stelle genannt. Diese kann nur heissen, dass der Feldprediger zuerst und zuletzt Seelsorger ist.

■ I. Der Feldprediger als Pfarrer

Mit einem gelungenen Bonmot hat der protestantische Dichter-Pfarrer Kurt Marti die Feldprediger der Schweizer Armee als «heruntergekommene Bergprediger» bezeichnet. Damit hat er dem auch und gerade unter jüngeren Theologen weit verbreiteten Eindruck pointierten Ausdruck verschafft, der Feldprediger vermöge seinen – gewiss notwendigen – seelsorgerlichen Dienst in der Armee nur um den Preis zu leisten, dass er den Edelstein der jesuanischen Botschaft – die Bergpredigt – verrät oder zumindest bis zur Unkenntlichkeit verwässert. Genau in diesem Eindruck, dass die seelsorgerliche Präsenz in der Armee auf Kosten der Brisanz der christlichen Botschaft geht und dass man deshalb diesen Dienst – wenn überhaupt – nur mit schlechtem Gewissen leisten kann, dürfte es begründet liegen, warum die Armeeseelsorge heute bei vielen jungen Seelsorgern eine nicht besonders gute Presse hat.

Dieses (Vor-)Urteil gilt es ernst zu nehmen; und es ist denn auch nochmals und immer wieder darauf zurückzukommen. Trotz-

¹ Referat bei der Feldpredigerschule 1992 in Montana-Village am 12. Mai 1992.

² Zit. bei H.-R. Fuhrer, *Kirche in der Armee. Die Entwicklung des Feldpredigerdienstes 1874–1914* (Zürich-Frauenfeld 1985) 89–90.

15. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,25–37

■ 1. Kontext und Aufbau

Der eschatologische Jubelruf (10,21–22) und die Seligpreisung der Jünger (10,23–24) führt gedanklich die Aussagelinie des Jesuswortes anlässlich der Rückkehr der ausgesandten Jünger (vgl. 10,18–20) fort. Mit 10,25 ist eine inhaltliche Zäsur gegeben. Das nachfolgende Gleichnis steht selbständig und ohne erkennbare Rückbindung an den Kontext. Eventuell könnte eine Assoziierung mit dem Zug durch Samaria seine Platzierung an dieser Stelle beeinflusst haben.

Die Perikope ist dreiteilig. 10,25–28 enthält das Wechselgespräch zwischen dem Gesetzeslehrer und Jesus. 10,29 wird zum Folgenden überleitet und sodann 10,30–35 das Gleichnis erzählt. Mit 10,36–37 wird die szenarische Rahmung des Gesprächs wieder aufgenommen und abgeschlossen.

■ 2. Aussage

Durch die Benennung des Fragestellers als *Gesetzeskundiger* (10,25) sind Scheincharakter und verborgene Absicht der Frage erkennbar. Ausdrücklich wird die versucherische Intention genannt (das verwendete Verb steht im LkEv nur noch 4,2). Aufgrund der Anrede als Lehrer wird der Dialog direkt in den Lehrkontext gerückt. Die Fragestellung begegnet wörtlich gleich auch 18,18. Sie unterstreicht das Anliegen des Handelns im Blick auf das ewige Leben. Die erwartete Antwort hat also auch existentielle Bedeutung. Die Antwort Jesu (10,26) besteht aus einer zweifachen Gegenfrage, die ausdrücklich auf das Gesetz verweist – womit die erste Falle umgangen ist: Entsprechend der Erwartung eines jüdischen Gesetzeskundigen muss die Antwort im Gesetz gesucht werden. Dementsprechend formuliert der Fragesteller selbst die Antwort, die weitestgehend dem Text aus Dtn 6,4 LXX sowie im zweiten Teil der Antwort jenem aus Lev 19,18 LXX folgt. Beide Weisungen sind ohne Wertung oder Reihung hintereinandergestellt. Die neuerliche Antwort Jesu (10,28) ent-

hält eine klare Wertung. Sie ist nicht nur als Zustimmung zu lesen, sondern erhält zugleich den indirekten Vorwurf nach der Überflüssigkeit der eingangs gestellten Frage. Da Jesus ebenfalls das Liebesgebot als den entscheidenden Weg zum Leben sieht und sich somit unter das Gesetz und nicht dagegen stellt, ist die Absicht des Gesetzeskundigen fehlgeschlagen. Da die Frage des Mannes nach dem Handeln gestellt war, nimmt das Jesuswort darauf Bezug.

Die Rechtfertigung des Fragestellers (10,29) bezieht sich auf den Nachweis eines tatsächlichen Fragepunktes in der von ihm angesprochenen Thematik. Dabei greift er das Problem der Abgrenzung des «Nächsten» heraus. Nach Lev 19,34 ist der Fremde, der Gastrecht hat, in diesen Begriff miteinbezogen. In späterer Zeit wurde als Kriterium der gemeinsame (jüdische) Glaube herangezogen oder die Deutung auf Gleichgesinnte eingeschränkt. Vermutlich hat es zur Zeit Jesu keine einheitliche Praxis gegeben, so dass sich der Gesetzeskundige zu Recht auf dieses Problem zurückziehen konnte. Die Antwort Jesu geschieht nicht durch eine präzisierende Klärung, sondern durch eine Beispielerzählung. Typisch für die gleichnisartige Darlegung ist die unbestimmte Benennung des Akteurs (vgl. ähnlich 15,11): Bedeutsam ist nicht die Identität, sondern das Geschehen. Die Beschreibung des Weges entspricht genau den geographischen Gegebenheiten; auch der geschilderte Überfall spricht die Erfahrung der Zuhörer an. Das Vorgehen der Räuber wird ausführlich und drastisch beschrieben.

Die Ausgangslage ruft Betroffenheit und Mitleid hervor. Der Priester kommt zufällig vorbei (10,31), er geht die gleiche Richtung, ist also auf dem Weg weg vom Tempel. Ausdrücklich wird seine Wahrnehmung vermerkt; um so kontrastreicher ist sein Vorübergehen, das als eine Flucht aus der ihm gegebenen Verantwortung zu verstehen ist. Diese wiegt aufgrund seines Amtes besonders schwer. Der Gleichniserzähler enthält sich allerdings jedes Kom-

mentars. Beinahe wörtlich wird der Erzählvorgang im Blick auf den Leviten wiederholt (10,32).

Mit der Nennung (irgend)eines Samariters (10,33) ist die Wende in der Erzählung eingeleitet. Dieser ist bereits der Dritte, der den Ausgeraubten sieht; seine Reaktion hebt sich von jener der Vorangehenden ab. Sein Erbarmen, dessen Konkretisierung im Handeln ausführlich dargestellt wird (10,34), ist im Hinblick auf seine Identität als Samariter für den Zuhörer unerwartet. Es erschöpft sich nicht in der Leistung erster Hilfe, sondern erstreckt sich auch auf weitere Vorsorge, die der Samariter für den Verletzten trifft (10,35).

Mit der die Erzählung abschliessenden Frage (10,36) ist der Gesetzeskundige direkt angesprochen. Ein ausdrücklicher Transfer der Bilderzählung erfolgt nicht. Die Auflösung erfolgt in der Antwort des ursprünglichen Fragestellers (10,37): Der Barmherzigkeit getan hat, hat sich als der Nächste des Beraubten erwiesen. Im eigenen Verhalten also wird die entsprechende Beziehung grundgelegt. Die Anweisung Jesu ist betont an den Gesetzeskundigen gerichtet. Dessen versucherische Absicht ist endgültig fehlgeschlagen; statt dessen muss er den Auftrag Jesu annehmen, sich am Samariter zu orientieren und durch sein Verhalten anderen zum Nächsten zu werden.

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

Die erste Lesung (Dtn 30) thematisiert die Bedeutung der Weisung Gottes und ist auf dieser Grundlage mit dem Evangelium verbunden. In der zweiten Lesung (Kol 1) ist kein unmittelbarer Bezug erkennbar.

Walter Kirchschräger

Walter Kirchschräger, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern, schreibt für uns während des Lesejahres C regelmässig eine Einführung zum kommenden Sonntags-evangelium

dem darf auf der anderen Seite nicht verschwiegen werden, dass sich gerade an dieser Stelle bei nicht wenigen Theologen eine eigenartige Inkonsistenz manifestiert. Die Erfahrung zeigt jedenfalls, dass gerade Seelsorger, die der Kirche ansonsten vorwerfen, dass sie an den gesellschaftlichen Schmerzstellen – beispielsweise bei den Arbeitern in den Fabriken, bei den Gefangenen im Ge-

fängnis und bei den Ärmsten in den Slums – durch weitgehende Absenz und Abstinenz «glänzt», jedenfalls viel zu wenig gegenwärtig sei, zugleich jede Präsenz der Kirche in der Armee prinzipiell ablehnen. Tiefer gesehen jedoch erweist sich diese Haltung als un-gemein paradox. Denn es ist pastoraltheologisch nicht einzusehen, warum der Arbeiter seinen Arbeiterpfarrer, der Gefangene sei-

nen Gefängnisseelsorger und der Jugendliche seinen Jugendkaplan haben soll, warum aber ausgerechnet der Soldat auf den Soldatenpfarrer verzichten soll.

Vielmehr müsste man doch in der umgekehrten Sinnrichtung einsehen können, dass niemand so sehr des Seelsorgers bedarf wie gerade der Soldat. Denn das Militär ist ohne jeden Zweifel der gefährdetste und gefähr-

lichste Bereich des gesellschaftlichen Lebens: gefährlich sowohl für die ganze Gesellschaft als auch und gerade für den Soldaten selber. Das Militär ist geradezu der Ort, an dem sich unsere Welt gleichsam am weltlichsten präsentiert. Von daher versteht es sich von selbst, dass der Soldat für die christliche Kirche den Ernstfall ihrer seelsorgerlichen Diakonie überhaupt darstellen muss,³ und dass die Armeeseelsorge als Testfall der seelsorgerlichen Konzeption der christlichen Kirche insgesamt zu gelten hat, insofern man im Blick auf sie dieses pastorale Kriterium gewinnen kann: Solange die christliche Kirche den Soldaten nicht erreicht, solange ist sie noch nicht wirklich auf die Welt gekommen, weil sie ausgerechnet dort noch nicht präsent ist, wo die Welt am weltlichsten ist.

Die Armeeseelsorge bringt es deshalb an den Tag, ob sich die kirchliche Seelsorge überhaupt an jenem Inkarnationsprinzip der kirchlichen Weltendung orientiert, das der Rottenburger Bischof Walter Kasper treffend so formuliert hat: «Wir dürfen immer weniger eine Komm-her-Kirche sein und müssen immer mehr eine Geh-hin-Kirche werden, die hinausgeht an die Hecken und Zäune.»⁴ Da die Aufgabe der Kirche primär nicht darin liegt, Menschen an sich zu ziehen, sondern in die Welt hinauszugehen und bei den Menschen zu sein, erweist sich die Armeeseelsorge als der zweifellos deutlichste Vollzug der kirchlichen Kasualseelsorge, und zwar durchaus in der Nachfolge Jesu. Denn in seinem Leben und Wirken stand stets die menschliche Begegnung im Vordergrund, die er jeweils im Lichte der hereinbrechenden Gottesherrschaft zu deuten versuchte. Insofern in seiner Verkündigungspraxis jeweils ein konkret bestimmter «Kasus» zu einem «Kairos» im vollen Sinn dieses biblisch dichten Wortes werden konnte, darf man unumwunden sagen, Jesu Verkündigung sei beinahe ausschliesslich «Kasualverkündigung» gewesen.⁵

Dieser Grundzug im Leben Jesu wird bereits zu Beginn seines Wirkens von Matthäus wie in einem Brennglas zusammengefasst, wenn er berichtet: «Jesus verliess Nazaret, um in Kapharnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali. Denn es sollte sich erfüllen, was durch den Propheten Jesaja gesagt worden ist» (Mt 4, 13–14). Was, von aussen betrachtet, wie ein harmloser geographischer Ortswechsel von Nazaret nach Kafarnaum erscheint, deutet der Evangelist, von innen her gesehen, als eine Gegebenheit von tiefer Bedeutung: Während Nazaret ein unbedeutender Marktflecken in Galiläa und ein Ort ländlicher Ruhe und einfacher Lebensformen ist, präsentiert sich Kafarnaum als eine offene und bunte Stadt. Dieser Ortswechsel von Nazaret nach Kafarnaum musste deshalb für

Jesu das wagemutige Abenteuer einer lebendigen Auseinandersetzung mit der Stadt Kafarnaum bedeuten, also – mit Kardinal Carlo M. Martini auf unsere heutige Situation übertragen – die «Auseinandersetzung mit der «Moderne», mit der «Komplexität», mit dem «Pluralismus»»: «Nach Kafarnaum hinabsteigen hiess also, sich mit einer neuen Lebensweise auseinanderzusetzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und Unsicherheit.»⁶

In der heutigen gesellschaftlichen Lebenswelt dürfte kein Bereich so sehr den Namen «Kafarnaum» tragen wie der gefährliche Sektor der Armee. Von daher erweist sich Kurt Martis ironisch-zynisch gemeinte Definition der Feldprediger der Schweizer Armee als treffend, geradezu als hervorragend, allerdings in einem anderen als von ihm intendierten Sinn: Wahrscheinlich ohne es zu wissen und zu wollen, hat Marti eine tiefe Wahrheit ausgesprochen: Der Armeeseelsorger muss in der Tat jener «Bergprediger» sein, der den Mut hat, Nazaret zu verlassen und nach Kafarnaum hinabzusteigen, konkret: der von den Wolken allein der idealsten Ideale und der allerreinsten Gesinnungen «herunterkommt» in die Niederungen der weltlichsten Welt, um den Edelstein der Botschaft Jesu, seine Bergpredigt, nicht aus der weltlichsten Welt chemisch rein herauszuhalten, sondern um ihn als Salz einzubringen in das Militär, der der gefährlichste wie gefährdetste Bereich des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens ist.

■ II. Der Feldprediger als Mitglied der Armee

Profiliert man in diesem Sinne mit Recht die evangelische Legitimität und besondere pastorale Chance des Feldpredigeramtes, gilt es freilich erst recht, die spezifische Gefährdung und Versuchung dieses kirchlichen Amtes sensibel wahr-zu-nehmen. Der Feldprediger ist als Pfarrer zugleich Mitglied der Armee. Deshalb muss er sich stets dessen bewusst bleiben, wie zwiespältig und anfällig für die bedrohlich nahe Gefahr der Nivellierung der christlichen Botschaft und damit der Anpassung des Evangeliums an den militärischen Geist sein kirchlicher Dienst ist. Und es muss ihm bleibend zu denken geben, dass bereits in den dreissiger Jahren der Schweizer Literat Walter Muschg den Feldprediger der Schweizer Armee als die «schlimmste Prostitution des geistlichen Amtes» bezeichnet hat.

Diese Provokation kann und muss man zunächst durchaus positiv verstehen. Denn in der Tat gibt es keine grössere Spannung als diejenige zwischen dem militärischen Wesen und dem geistlich-kirchlichen Amt, zwi-

schon dem Erlernen des Kriegshandwerks und dem Buchstabieren des Evangeliums des Friedens, gleichsam zwischen Feldpredigt und Bergpredigt. Doch genau diese fundamentale Spannung wird in der Gestalt des Feldpredigers, der Pfarrer seiner Kirche und zugleich Mitglied der Armee ist, sichtbar, geradezu personifiziert. Er präsentiert sich als ein personifizierter «Stein des Anstosses» und ruft Grundsatzfragen zur Legitimität der Schweizerischen Landesverteidigung wach; ja, er provoziert in Person die ethische Legitimitätsfrage der Armee.

Gerade deshalb ist es äusserst wichtig, dass der Feldprediger selbst diese Spannung aushält und bereit ist, mit diesem elementaren Zwiespalt zu leben. Er darf auf keinen Fall diese Spannung auflösen und vorschnell «versöhnen». Sonst drohen zwei extreme Gefahren, beziehungsweise gefährliche Extreme: Auf der *einen* Seite kann sich der Feldprediger exklusiv als das «schlechte Gewissen» innerhalb der Armee verstehen. Er erscheint dann aber sehr schnell als ein Fremdkörper oder gar wie ein Meteorit aus einer anderen Welt. Demgegenüber setzt das Amt des Feldpredigers einen bestimmten Grad an Loyalität mit dem militärischen Wesen voraus, die freilich eine durch und durch kritische sein darf und sein muss.

Auf der *anderen* Seite kann sich der Feldprediger exklusiv als das «gute Gewissen» innerhalb der Armee verstehen und sich deshalb als personifizierte Legitimation der schweizerischen Landesverteidigung präsentieren. Da der Feldprediger aber im Auftrag seiner Kirche handelt, versteht es sich von selbst, dass darin nicht seine Aufgabe liegen kann, worauf selbst der ehemalige Generalstabschef Jörg Zumstein hingewiesen hat: «Unsere Armee nimmt Feldprediger in den Dienst, und sie gibt ihnen nach einer sehr kurzen militärischen Ausbildung bereits den Grad eines Hauptmanns, den schönsten Grad, wo es um die Seele von Soldaten geht. Aber diese Feldprediger sind nicht dazu da,

³ Vgl. dazu K. Koch, Solidarität mit den Leiden und Nöten der Menschen, in: L. Karrer (Hrsg.), Handbuch der praktischen Gemeindegarbeit (Freiburg i.Br. 1990) 230–245.

⁴ W. Kasper, Bewahren oder Verändern? Zum geschichtlichen Wandel von Glaube und Kirche, in: U. Struppe und J. Weismayer (Hrsg.), Öffnung zum Heute. Die Kirche nach dem Konzil (Innsbruck 1991) 109–132, zit. 131.

⁵ Vgl. dazu K. Koch, Verkündigung und Seelsorge an den Knotenpunkten des Lebens, in: L. Karrer (Hrsg.), aaO. (vgl. Anm. 3) 71–87.

⁶ Kardinal C.M. Martini, Schlussansprache beim 7. Symposium der Konferenz der Europäischen Bischofskonferenzen mit dem Titel «Hinabgestiegen nach Kafarnaum (vgl. Mt. 4.13) – im heutigen Europa die Hoffnung stärken – dem Bösen widerstehen. Arbeitsergebnisse und Orientierungen», S. 83.

um Waffen zu segnen oder um gutes Wetter zu erbitten, damit die militärischen Operationen nicht behindert werden. Diese Feldprediger sind dazu da, dem Mann unter den Waffen zu helfen, ihm in seiner Not beizustehen und die Verkündigung des christlichen Glaubens auch da noch wahrzunehmen, wo es ums Letzte geht.»⁷

Wiewohl somit das Feldpredigeramt eine entschieden seelsorgerliche Ausrichtung hat, liegt trotzdem eine wichtige Aufgabe des Feldpredigers in der kritischen Artikulation der Legitimitätsfrage hinsichtlich der schweizerischen Landesverteidigung. Dabei hat sich die theologisch-ethische Verantwortung des Feldpredigers nach jenem Leitsatz zu richten, den der Zürcher Sozialethiker Alberto Bondolfi dahingehend ausgesprochen hat: «In der Sicht der Kirchen muss nicht nur der Verweigerer, sondern auch der Soldat sich ständig ethisch legitimieren.»⁸ Diesen theologisch-ethischen Leitsatz, der sich in der schweizerischen Gesellschaft – leider – noch immer nicht von selber versteht, entschieden zur Geltung zu bringen, erweist sich in der heutigen Weltsituation vornehmlich aus zwei Gründen als vordringlich:

Die gegenwärtige Menschheit lebt *erstens* in einer Situation, in der gemäss der klarsichtigen Einschätzung Carl Friedrich von Weizsäckers der Weltfriede zur «Lebensbedingung des technischen Zeitalters» und damit «unvermeidlich» geworden ist: «Wir werden in einem Zustand leben, der den Namen Weltfriede verdient, oder wir werden nicht leben.»⁹ Derselbe Friedensforscher hat denn auch als Kernsatz einer gemeinsamen christlichen Friedenstheologie, wie sie heute «erstmalig seit 1700 Jahren möglich geworden ist», formuliert, dass «die politische Institution des Krieges überwunden werden muss und kann».¹⁰ Von daher ist prinzipiell nicht einzusehen, warum ausgerechnet die Schweiz von der elementaren Frage verschont werden könnte, worin ihr spezifischer Beitrag zum Erreichen dieses Weltnotwendenden Zieles liegen muss. Und diese Frage permanent im öffentlichen Bewusstsein wachzuhalten, gehört zur Kardinalverantwortung auch und gerade des Feldpredigers.

Dies trifft *zweitens* zumal auf die Schweiz zu, in der im allgemeinen Volksbewusstsein die Landesverteidigung auch heute noch – selbst nach der Abstimmung über die Initiative zur Abschaffung der Armee – nicht nur als von vorneherein legitim betrachtet wird, sondern sogar als überlegitimiert gelten kann. Dies dürfte vor allem darin begründet sein, dass es über die Rolle, die die Armee und die Militärpolitik im Zweiten Weltkrieg gespielt haben, fast keine Vergangenheitsbewältigung gibt oder dass sie, sofern sie öffentlich artikuliert wird, sehr

16. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,38–42

■ 1. Kontext und Aufbau

Mit 10,38–42 wird die lose Perikopenfolge in der Darstellung des Weges Jesu fortgesetzt. Der Abschnitt umfasst nach der Einleitung (10,38) eine erste Szene, die das Verhalten der Maria ausführt (10,39). Dadurch ist eine zweite Szene angeregt, in der Marta zu Wort kommt (10,40). Mit dem mehrteiligen Jesuswort (10,41–42) schliesst die Episode.

■ 2. Aussage

Einleitend (10,38) wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sich Jesus unterwegs befindet (vgl. als Bezugspunkt dazu 9,51). Das nähere geographische Umfeld wird nicht bestimmt. Auch die namentliche Benennung der Marta wird nicht konkretisiert. Ihre Nennung im Rahmen der Aufnahme Jesu in ihr Haus lässt darauf schliessen, dass sie dem Hauswesen vorstand.

Ihre Schwester wird im Zusammenhang mit ihrem Verhalten genannt (10,39), das durch zwei Elemente geprägt ist: Das Sitzen zu Füßen des Rabbi ist Ausdruck des schulgemässen Hörens. Dieses bezieht sich auf Jesu Wort – für Lukas eine der Umschreibungen für Jesu Verkündigung (vgl. 4,22; 5,1 u. ö.). Dabei ist überdies bemerkenswert, dass hier die Belehrung von Frauen vorausgesetzt wird. Die Skizzierung des Verhaltens der Maria vermittelt ein geruhames Bild.

Im Gegensatz dazu steht die Darstellung der Marta, die in ihrem geschäftigen Dienst charakterisiert wird. Durch diesen erzählerischen Kontrast ist der Vorwurf vorbereitet, den sie gegenüber Jesus formuliert (10,40). Sie leitet ihn mit der gleichen vorwurfsvollen Frage ein, mit der die Jünger in Seenot Jesus wecken (vgl.

Mk 4,38 diff Lk 8,24) und die ihm Interesselosigkeit unterstellt. Zugleich macht Marta Jesus zum Vermittler zwischen Maria und ihrer eigenen Person.

Jesus geht in seiner Antwort nicht direkt auf den häuslichen Konflikt ein. Er knüpft lediglich an der Geschäftigkeit der Marta an (10,41), um Grundsätzliches auszudrücken. Die genaue Übertragung von 10,42 ist sinnentscheidend: «Eines aber ist notwendig. Denn Maria hat den guten Teil gewählt; dieser wird ihr nicht genommen werden.» Dadurch ist erkennbar: Es geht nicht um eine gegenseitige Wertung, sondern um eine Betonung des Vorzugs dessen, was Maria im Hören des Wortes tut. Ein Komparativ steht nicht im Urtext und verstellt den Sinn. Das «eine Notwendige» kann also nicht in einer Kontrastierung des Verhaltens der zwei Frauen gedeutet werden. Es ist vielmehr dort zu suchen, wo der Mensch das ihm Entsprechende tut.

Die Episode endet mit dem Jesuswort, das dadurch noch entsprechendes Gewicht erhält.

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

Die erste Lesung (Gen 18) schildert die Gastfreundschaft Abrahams (vgl. dazu Lk 10,38.40). In der zweiten Lesung (Kol 1) sind keine unmittelbaren Bezüge zum Evangelium erkennbar.

Walter Kirchschräger

Walter Kirchschräger, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern, schreibt für uns während des Lesejahres C regelmässig eine Einführung zum kommenden Sonntagsevangelium

schnell als «helvetische Nestbeschmutzung» diskriminiert und damit vom Tisch gewischt wird. Eng damit zusammen hängt auch die Tatsache, dass für viele Schweizer bereits die kritische Frage nach den ethischen Problemen und Voraussetzungen der schweizerischen Landesverteidigung als subversive Unterwanderung von deren Grundlagen eingestuft wird, so dass es nicht selten den Anschein macht, dass sich nicht die schweizerische Landesverteidigung ethisch zu legitimieren hat, sondern vielmehr derjenige, der solche ethische Rückfragen stellt. Eben deshalb gehört es in die spezifische Kompetenz und Verantwortung des Feldpredigers, diese unbequemen Probleme anzusprechen,¹¹ um

auf diesem Wege – mit dem Basler Philosophen Hans Saner gesprochen – die «Rückge-

⁷ Die Armee und die Schweiz. Jörg Zumstein im Gespräch mit Peter Amstutz (Fribourg 1985) 121–122.

⁸ A. Bondolfi, Option für die Kirche?, in: *Vilcourage* 1987, Nr. 8, SS. 7–13, zit. 9.

⁹ C. F. von Weizsäcker, Bedingungen des Friedens (Göttingen 1964) 7.

¹⁰ C. F. von Weizsäcker, Die Zeit drängt (München 1986) 115.

¹¹ Vgl. dazu K. Koch, Gerechtigkeit und Friede küssen sich. Bausteine christlicher Friedensverantwortung der Schweiz (Luzern/ Stuttgart 1991) bes. 98–114: Welche Schweiz verdient eine Landesverteidigung? Marginalien zu ihren ethischen Voraussetzungen.

winnung der öffentlichen und offenen Sprache über ein tabuisiertes Problem» zu ermöglichen.¹²

Von daher dürfte einleuchten, dass die Präsenz der Kirche in der Armee in der Gestalt der Armeeseelsorge geradezu als Testfall für ihr Verhältnis zur Gesellschaft und ihrer Wertsendung gelten darf. Diese ist bereits in der biblischen Schau in einer doppelten Sinnrichtung anvisiert, wenn Jesus von seinen Jüngern sagt, sie sollen Salz der Erde und Licht der Welt sein (Mt 5,13-16). In der notwendigen Rückbesinnung auf diese doppelte Dimension der Sendung Jesu ist auch der heutigen Kirche eine elementare Spannung zugemutet, genauerhin die Gratwanderung zwischen dem solidarischen Bezug der Kirche zur Welt, wie er im biblischen Bild von der Kirche als «Salz der Erde» verdichtet ist, und dem notwendigen Kontrast der Kirche zur heutigen Welt, wie er mit dem biblischen Motiv von der Kirche als «Licht der Welt» artikuliert ist. Auf jeden Fall hat sich die Kirche in der Sicht des christlichen Glaubens in ihrem Verhältnis zur Welt immer als «Salz der Erde» und damit in einem fundamental solidarischen Bezug zu ihr und zugleich als «Licht der Welt» und damit in einem deutlichen Kontrast zu ihr zu erweisen und zu bewahren.¹³ Und beide Dimensionen müssen auch durch den Feldprediger zum Tragen gebracht werden. Vor allem darf er, der als Mitglied der Armee selbst derart intensiv «Salz» im militärischen Getriebe ist, nie vergessen oder gar verdrängen, dass seine Hauptaufgabe darin besteht, das «Licht» des christlichen Friedensevangeliums auch und gerade im militärischen Alltag zu verkünden, und zwar nicht nur gelegentlich, sondern vielmehr gelegten oder ungelegen.

■ III. Der Feldprediger als Politikum

Das Licht des christlichen Friedensevangeliums darf der Feldprediger auch und gerade in politischen Auseinandersetzungen um die Realisierung des Friedens in der Schweiz wie in der ganzen Welt nicht unter den Scheffel stellen. Damit ist allerdings das zweifellos heisse Eisen, das vom Feldprediger zu schmieden ist, angesprochen. Denn von der Leitung der Schweizer Armee ist immer wieder die Mahnung zu vernehmen, dass im Militär keine Politik betrieben werden dürfe, auch und gerade vom Feldprediger nicht. Wie berechtigt diese Mahnung auf der einen Seite auch ist, so verschleiert sie doch auf der anderen Seite die elementare Tatsache, dass der Feldprediger bereits durch seine Präsenz in der Armee eine politische Option getroffen hat, ja dass er in Person ein «Politikum» darstellt.

Insofern ist der Feldprediger gleichsam der lebendige Tatbeweis dafür, dass es prinzipiell keine unpolitische Kirche geben kann.

Die Erfahrung zeigt vielmehr, dass es auf der einen Seite eine Kirche gibt, die prinzipiell keine politische Sendung wahrnehmen will und gerade deshalb, wenn auch auf unbewusste und naive Weise, politisch äusserst wirksam ist, da «unpolitisch sein immer eine hochpolitische Option für den status quo ist»,¹⁴ und dass es auf der anderen Seite eine Kirche gibt, die ihre politische Verantwortung entschlossen und bewusst, und dies heisst in kritisch gestaltender Auseinandersetzung, wahrnimmt. Eine apolitische Kirche jedoch kann es prinzipiell nicht geben.¹⁵

Diese elementare Tatsache hat kein geringeres als der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli perspektivreich profiliert und mit dem schönen Bild ausgedrückt, Christus sei «unser Hauptmann»¹⁶. Damit wollte Zwingli keineswegs Christus militarisieren. Er wollte vielmehr seine Überzeugung zum Ausdruck bringen, dass alle Bereiche der Gesellschaft, auch der politische, wirtschaftliche und militärische Bereich, Christus unterstehen und dass sich christliche Politik um die Gerechtigkeit Gottes in der Welt und vor allem voran in der Schweiz zu kümmern hat. In dieser Überzeugung liegt es begründet, dass er sich als Theologe und (Feld-)Prediger ganz selbstverständlich in die Angelegenheiten der Republik Zürich und der ganzen Eidgenossenschaft eingemischt hat, und zwar bis in die konkreten Fragen der Innen- und Aussenpolitik und der Wirtschaft hinein. Dabei lagen seine Provokationen durchaus quer zur damaligen wirtschaftlichen «Vernunft», wenn er beispielsweise den Eidgenossen zumutete, auf den internationalen Einsatz des damaligen Grosskapitals der Schweizer, nämlich der Söldnertruppen, zu verzichten – um des Friedens willen. Indem sich Zwingli damals dagegen wehrte, junge Schweizer als Söldner auf den Schlachtfeldern Italiens rentabel zu vermarkten, darf man ihn mit bestem Recht als den ersten Protagonisten einer «helvetischen Befreiungstheologie» bezeichnen und würdigen.¹⁷

In der Nachfolge Zwinglis, der mit dieser Überzeugung als gemeinchristlicher Zeuge angeführt sei, können sich auch Christen und Theologen heute nicht um ihre politische Verantwortung herumdrücken. Doch worin besteht diese konkret für die Feldprediger? An dieser Stelle muss es genügen, den entscheidenden politischen Testfall beim Namen zu nennen. Dieser liegt schlicht, aber konsequenzenreich in dem vom Sozialethiker Plasch Spescha ausgesprochenen Postulat, «dass die Armeeseelsorge, so wie sie sich um die Armeeingehörigen kümmert, sich auch für die Seelsorge bei Dienstverweigerern einsetzen» muss.¹⁸ Dies aber impliziert, dass auch die Beratung für Militärdienstverweigerer von den Kirchen direkt übernommen werden muss. Wenn nämlich die Mili-

tärseelsorge mit öffentlichen Mitteln finanziert wird, müssen auch die Militärdienstverweigerer auf demselben Wege unterstützt werden.

Dieses sozialetische Postulat folgt mit innerer Logik aus der von den Kirchen immer wieder ausgesprochenen Komplementaritätsthese. Diese besagt, dass sowohl Soldaten als auch Militärdienstverweigerer als gute Christen gelten können. Wenn dem aber so ist, dann haben beide Anrecht auf die kirchliche Seelsorge. Und umgekehrt wird überall dort, wo dieses Postulat nicht erfüllt wird, die Komplementaritätsthese weder wirklich ernst- noch wahrgenommen. Deshalb sind gerade die Feldprediger in erster Linie berufen und verpflichtet, sich für die Komplementaritätsthese und ihre volle Realisierung stark zu machen. Ansonsten müssen sie sich die ernste Frage gefallen lassen, wem gegenüber ihre Loyalität stärker ist: dem säkularen Staat oder dem christlichen Evangelium gegenüber?

■ IV. Der Feldprediger als Offizier

Da es sich bei der Umsetzung der kirchlichen Komplementaritätsthese in die Wirklichkeit der schweizerischen Gesellschaft um einen längst (über-)fälligen politischen Prozess handelt, stellt der Feldprediger ein Politikum sondergleichen dar. Ein solches ist er aber auch und gerade deshalb, weil die kirchliche Armeeseelsorge auf gar keinen Fall eine kritiklose Unterstützung der Schweizer Armee und ihrer wesensnotwendigen Gewalt sein darf. Steht diesem Urteil jedoch nicht die Verleihung des Hauptmannsgrades an den Feldprediger im Wege? Und handelt es sich dabei, um nochmals mit dem ehemaligen Generalstabschef Jörg Zumstein zu reden, wirklich um «den schönsten Grad, wo es um die Seele von Soldaten geht»,¹⁹ oder verrät dieser Grad nicht doch eine allzu hohe

¹² H. Saner, Vom Sinn der kommenden Niederlage, in: R. Brodmann u.a. (Hrsg.), *Unterwegs zu einer Schweiz ohne Armee* (Basel 1986) 443.

¹³ Vgl. dazu M. Kehl, *Eschatologie* (Würzburg 1986) 191-193.

¹⁴ P.M. Zulehner, Die Pluralismusangst der Kirche. Plädoyer für Unipluralität, in: *Stimmen der Zeit* 112 (1987) 516-530, zit. 527.

¹⁵ Vgl. dazu K. Koch, *Kurskorrektur. Der Skandal des unpolitischen Christentums* (Freiburg i. Br. 1989).

¹⁶ Vgl. dazu G.W. Locher, «Christus unser Hauptmann». Ein Stück der Verkündigung Huldrych Zwinglis in seinem kulturgeschichtlichen Zusammenhang, in: ders., *Huldrych Zwingli in neuer Sicht. Zehn Beiträge zur Theologie der Zürcher Reformation* (Zürich 1969) 55-74.

¹⁷ Vgl. P. Winzler, *Zwingli als Theologe der Befreiung* (Basel 1986).

¹⁸ P. Spescha, *Zur Aufgabe der Armeeseelsorge*, in: *Zivilcourage* 1987, Nr. 8, S. 27.

¹⁹ Vgl. aaO. (Anm. 7) 121.

Identifikation des Seelsorgers mit dem Grundwesen der schweizerischen Landesverteidigung und damit dessen eindeutige Parteinahme in der militärischen Hierarchie?

Der typisch helvetische «Sonderfall» im Blick auf die kirchliche Armeeseelsorge besteht ohne jeden Zweifel in der einzigartig engen Integration des Feldpredigers in die militärische Organisation und Struktur; und diese findet ihren prägnantesten und heute zugleich umstrittensten Ausdruck in der Tatsache, dass der Feldprediger der Schweizer Armee zugleich Offizier mit dem Grad eines Hauptmanns ist. Da es sich dabei um eine aus geschichtlichen Gründen gewachsene Gestalt handelt, verbietet sich dafür eine theologische Begründung. Diese Gestalt darf vielmehr nur pragmatisch betrachtet werden. Dies bedeutet freilich keineswegs, dass das Offiziersein des Feldpredigers nicht elementare theologische Probleme aufwiese. Das fundamentalste liegt dabei in der stets bedrohlich nahen Versuchung, die pragmatisch guten Gründe, die man für den Hauptmannsgrad des Feldpredigers ins Feld führen kann, in einer theologisch unerlaubten Weise zu «theologisieren». Fragen wir aber zunächst nach den in pragmatischer Hinsicht positiven Gründe, die für die Verleihung des Hauptmannsgrades an den Feldprediger sprechen, dann lassen sich die folgenden namhaft machen:

Die weitgehende Integration des Feldpredigers in die militärische Organisation und Struktur lässt sich *erstens* verstehen als dezidiert Wunsch der Armee nach der vollen Teilnahme des Armeeseelsorgers am konkreten Leben der ihm anvertrauten Soldaten. Dadurch nämlich, dass er mit Uniform und Grad ganz in die militärische Organisation integriert ist, stellt er so etwas wie einen militärischen «Arbeiterpriester» dar, der es nicht unter Berufung auf die Pilatuskategorie der «reinen Hände» von sich weist, seinen Kameraden im Regiments- oder Divisionsstab bei Übungen an die Hand zu gehen.

Zweitens kann und darf man im Hauptmannsgrad des Feldpredigers auch eine wichtige Legitimation seines notwendigen Auftrages nach oben und damit gleichsam einen militärischen «Passe-par-tout» dafür erblicken, dass er innerhalb der hierarchischen Struktur der Armee seine seelsorgerliche Sendung überhaupt wahrnehmen kann und nicht wegen hierarchischer Schwierigkeiten, beispielsweise von den Kompagnie-Kommandanten, daran gehindert wird.

Insofern steht hinter der Verleihung des Hauptmannsgrades an den Feldprediger *drittens* auch das ehrliche und selbstkritische Eingeständnis der Schweizer Armee, dass deren Hierarchie auch grosse Probleme bietet, und zwar dahingehend, dass der bloss

formalen Autorität des Grades die absolute Priorität vor der personalen Autorität des Menschen wie vor der inhaltlichen Autorität der jeweiligen Fachkompetenz eingeräumt wird.

Aus diesen drei Gründen darf man mit Recht urteilen, dass der Hauptmannsgrad des Feldpredigers keinesfalls unklug gewählt ist. Dafür spricht auch die Erfahrung, dass er für die Soldaten zumeist kein Problem darstellt. Dies gilt freilich nur für die Wiederholungskurse, in denen es ohnehin üblich geworden ist, den Feldprediger nicht als «Offizier», sondern als «Pfarrer» anzusprechen. Für die Rekrutenschulen hingegen, in deren alltäglichem Leben der Feldprediger als Hauptmann den höchsten Grad repräsentiert, der sogar noch über dem als Oberleutnant abverdienenden Kompagniekommandanten steht, stellt der Hauptmannsgrad des Armeeseelsorgers ein keineswegs leicht zu nehmendes Problem dar.

Als viel entscheidender als der Grad erweist sich aber die Haltung und Einstellung und damit die Person des Feldpredigers selbst. Dabei muss es auch an dieser Stelle genügen, nur die wichtigsten Stichworte zu benennen:

Das Feldpredigeramt wird *erstens* nirgendwo so sehr pervertiert und ruiniert wie dort, wo der Hauptmannsgrad missbraucht wird als Renommiergehabe innerhalb wie ausserhalb der Armee. Feldprediger, die sich als Sonntagsoffiziere «im fine Stöffli» gerieren, präsentieren sich selbst deshalb als kirchliche und militärische Karikaturen und verdienen die Ehrenbezeichnung «Seelsorger» nicht, sondern schon eher die Qualifizierung als «Seelsarger».

Der Feldprediger muss sich *zweitens* auszeichnen durch eine absolut unmilitärische Haltung. Dies bedeutet konkret, dass er rigorose Abstinenz von den vier militärischen «K» üben muss, nämlich vom Kommandieren, Kontrollieren, Korrigieren und Kritisieren. Will der Feldprediger nicht zu einer lächerlichen Figur werden, müssen für ihn Schiedsrichterdienste und andere militärische Kontrollfunktionen obsolet sein. Stattdessen muss er ein Virtuose im Leben des fünften «K» sein, nämlich des Kommunizierens.

Ähnlich wie man in der Armeesprache vom Soldaten zu sagen pflegt, dass er für jeden Schuss selbst die Verantwortung trägt, gilt *drittens* auch für den Armeeseelsorger, dass er für jedes Wort und für jede Tat allein gerade zu stehen hat. Seine Verkündigung hat sich einzig am Evangelium auszurichten und darf nicht von den militärischen Interessen her gedämpft oder auch nur gefiltert werden. Ansonsten entwickelte er sich in der Tat zu einem «heruntergekommenen Berg-

prediger» in der von Kurt Marti mit Recht inkriminierten Stossrichtung.

Viertens und vor allem muss sich der Armeeseelsorger als Repräsentant seiner Kirche und gerade nicht des Staates oder des Militärs verstehen und zu erkennen geben. Dass an dieser Stelle aber eine besondere Versuchung auch und gerade für protestantische Armeeseelsorger besteht, ist an der eigenartigen Erfahrungstatsache abzulesen, dass etwelche protestantische Theologen, die sich im allgemeinen mit den Strukturen von Autorität und Hierarchie in der Kirche schwertun, sich äusserst bereitwillig in die Autoritätsstruktur der militärischen Hierarchie einzuordnen pflegen bis hin zu Kompromissen hinsichtlich ihrer eigenen theologischen Überzeugungen. Beispielsweise verspüren protestantische Seelsorger, die auch heute noch von der Tradition des Bilderstreites geprägt sind und keine Kreuze in ihrer Kirche dulden, überhaupt kein Problem, wenn sie das Kreuz sogar an der Uniform tragen. Demgegenüber bereitet es katholischen Theologen, die in ihrer eigenen Kirche im Umgang mit Autorität und der hierarchischen Leitung eigentlich geübt sein sollten, viel mehr Mühe, sich in der militärischen Hierarchie heimisch zu fühlen.

Diese wenigen Stichworte zur Grundhaltung des Armeeseelsorgers zusammenfassend, lässt sich sagen, dass er in allererster Linie Pfarrer und höchstens nebensächlich Offizier sein darf. Eben deshalb sollte der Hauptmannsgrad nicht weiterhin eine Tabu-Frage der Feldprediger sein. Es sollte vielmehr eine offene und vorurteilsfreie Diskussion darüber möglich sein, ob der Hauptmannsgrad auch in Zukunft beibehalten oder durch eine gradlose Uniform ersetzt werden soll, wie dies beispielsweise in der französischen Armee der Fall ist, in der die Feldprediger wegen dieses Status keineswegs weniger Seelsorger sind. Eine solche faire Diskussion drängt sich nur schon deshalb auf, weil der kirchlich-militärische Sonderfall der Schweiz von historischen Gründen bedingt ist und weil der Hauptmannsgrad gerade nicht, wie Feldprediger gerne zu behaupten pflegen, eine kompromisshafte Konzession der Kirche an die militärische Struktur darstellt. Der Hauptmannsgrad war ursprünglich nämlich von der Armeeführung überhaupt nicht vorgesehen. Die Feldprediger gingen in Zivill; und eine Uniform war nur für den sogenannten «Ernstfall» vorgesehen. Es waren aber die Feldprediger selber, die mit verschiedenen Interventionen für ihre volle Integration in die Schweizer Armee bis zum Hauptmannsgrad und bis zum Tragen einer Waffe gekämpft haben.²⁰

²⁰ Vgl. dazu die in Anm. 2 genannte Studie von H.-R. Fuhrer, Kirche in der Armee (Zürich-Frauenfeld 1985).

Nimmt man diese historische Entwicklung der heutigen Gestalt des Feldpredigeramtes in der Schweizer Armee wahr und ernst, müssten die Feldprediger die ersten sein, die die Frage nach dem Grad thematisieren. Diese Frage drängt sich zudem aus zwei weiteren Gründen geradezu auf: Erstens ist der Hauptmannsgrad der Feldprediger ekklesiologisch keineswegs problemlos, da er als Ausdruck einer Überidentifikation mit der Armee und einer übermässigen Parteinahme für bestimmte Ränge innerhalb der Armee verstanden werden kann. Zweitens muss die Frage bereits aus der Sorge um Nachwuchs immer wieder gestellt werden. Denn gerade in der katholischen Kirche häufen sich die jungen Theologen, die zwar durchaus einen grossen Sinn in der Armeeseelsorge sehen, die aber wegen des Hauptmannsgrades diese Aufgabe nicht auf sich nehmen wollen. Als mögliche Lösung dieser Probleme liesse sich deshalb die Gestalt des zwar uniformierten, aber gradlosen Feldpredigers durchaus in Erwägung ziehen.

■ V. Der Feldprediger als Spezialseelsorger

Die heute notwendig gewordene Problematisierung des Hauptmannsgrades hat noch einen weiteren Grund. Denn das Offiziersein des Feldpredigers fördert die gefährlichen Tendenzen, die mit der heute weit vorangeschrittenen Ausdifferenzierung der Seelsorge in die allgemeine und die spezielle Seelsorge überhaupt gegeben sind. Diese werden vor allem deutlich in der Armeeseelsorge, die die wohl spezielleste aller spezialseelsorgerlichen Aufgaben darstellt, und sie sind ablesbar an der Grundversuchung der Feldprediger, sich als bessere oder zumindest besonders gute Pfarrer verstehen zu wollen. Ausgeblendet droht dabei aber die fatale Konsequenz zu werden, die sich aus der gefährlichen Spezialisierung in der heutigen Seelsorge von selbst ergibt und die darin besteht, dass die ehemalige «Kleruskirche» eigentlich bloss durch die heutige «Expertenkirche» abgelöst,²¹ damit aber das Spezialistentum in der Seelsorge noch weiter vorangetrieben wird und schliesslich zum «guten Alibi» für die pastorale Verantwortung eines jeden Seelsorgers verkommt.

Bedenkt man aber, dass mit der Armee Fragen aufgeworfen und Menschen betroffen sind, die jedes Kirchgemeindeleben berühren müssen, und bedenkt man ferner nochmals, dass das Militär den gefährlichsten wie gefährdetsten Bereich des gesellschaftlichen Lebens darstellt, können und dürfen sich kein Seelsorger und keine Kirchgemeinde aus der pastoralen Verantwortung für die Soldaten davonestehlen und ihre unmittelbare pastorale Verantwortung an die «Spezialisten», nämlich die Feldpre-

diger, delegieren. Vielmehr müsste der Soldat für die konkrete Gemeinde, im speziellen für jene Pfarreien, in denen Truppen stationiert sind, den Ernstfall kirchlicher Seelsorge darstellen. Dieses Postulat impliziert selbstredend, dass die militärische Spezialseelsorge noch entschiedener in das alltägliche Leben der Kirchengemeinden rückgekoppelt werden müsste. Oder konkret ausgedrückt: Das, was man heute «koordinierte Seelsorge» nennt, sollte eigentlich der alltägliche Normalfall sein!

Mit diesem kritischen Zwischenruf in die heutige Situation einer gefährlichen Spezialisierung der Seelsorge ist die Existenz und Legitimität von besonderen Armeeseelsorgern selbstverständlich nicht in Frage gestellt. Allerdings ist damit das Postulat zu verknüpfen, dass sich diese nicht weiterhin in ihrer Spezialistenrolle gefallen und die kirchengemeindliche Verantwortung für die Soldaten auf ihre Person alibihaft absorbieren. Sie haben sich vielmehr als pastorale Vorreiter und Animatoren der pastoralen Klugheit aller Seelsorger zu verstehen, um diese zu einer glaubwürdigen pastoralen Begleitung der Soldaten zu motivieren und zu befähigen. Erst in diesem grösseren Zusammenhang vermag denn auch einzuleuchten, warum es trotzdem eigene Armeeseelsorger geben soll und darf:

Solange die allgemeine Wehrpflicht für alle Schweizer Männer gegeben ist, setzen die Armeeseelsorger, die die Privilegierung der Pfarrer, die von ihrer Dienstpflicht befreit sind, für sich nicht in Anspruch nehmen, ein notwendiges und glaubwürdiges Zeichen der Solidarität mit den Soldaten, denen das Privileg der Wahl nicht zukommt.

Es dürfte jedem vernünftigen Menschen evident sein, welche elementare seelsorgerliche Aufgabe dem Feldprediger im sogenannten Ernstfall zukommen wird. Diese Aufgabe im Ernstfall wahrnehmen zu können, dürfte aber ohne Erfahrungen in den relativen Friedenszeiten kaum möglich sein.

Die Armeeseelsorge markiert die Präsenz der christlichen Kirchen in der wohl extremsten Diasporasituation, die es in der heutigen gesellschaftlichen Lebenswelt überhaupt gibt. Deshalb erweist sie sich als exemplarischer Testfall für die kirchliche Verkündigung in der modernen säkularisierten Gesellschaft. Dieser vermag die kirchliche Verkündigung aber nur zu entsprechen, wenn sie eine elementar dialogale Verkündigung ist, wenn also die Dialogizität das Ferment der «Neuevangelisierung» der europäischen Gesellschaften darstellt.²² Dies aber impliziert, dass sich die Feldprediger als Virtuosen des Dialoges zu verstehen und zu bewähren haben.

Dabei darf schliesslich nicht verschwiegen werden, dass die Feldprediger von ihrer

seelsorgerlichen Arbeit in der Armee wohl am meisten profitieren werden. Dies gilt zunächst in ökumenischer Hinsicht. Ohne Übertreibung wird man sagen dürfen, dass die Armeeseelsorge nicht nur das allererste Exerzierfeld in der ökumenischen Annäherung der Christen und Kirchen war, sondern dass sie auch in den Anfängen der ökumenischen Bewegung wichtigste Schrittmacherdienste geleistet hat, insofern sich gerade in der «feld-grauen Kirche» eine Lösung der ökumenischen Probleme am ehesten und deutlichsten aufgedrängt hat. Diesbezüglich hat sich auch heute nichts geändert. Bedenkt man vielmehr, dass die Seelsorge der einzige Bereich wäre, in dem die Soldaten, die ansonsten alles in engstem Hautkontakt tun, konfessionell getrennt würden, beginnt man zu verstehen, welche elementare Rolle die Ökumene in der Armeeseelsorge spielen muss. Aus dieser Feststellung ergibt sich von selbst das Postulat, dass nur solche Seelsorger Feldprediger werden dürfen, die von ihrer zivilen Arbeit her über ökumenische Erfahrungen verfügen und sich durch ökumenische Offenheit auszeichnen. Gerade sie sind deshalb berufen und verpflichtet, alle Kraft dafür zu investieren, dass die gegenwärtige Situation, die als «gelähmte Ökumene» zu charakterisieren ist,²³ überwunden werden kann.

Profitieren werden die Feldprediger aber noch in einer anderen und grundsätzlicheren Hinsicht. Denn in der Armee haben sie die einmalige Chance, mit Menschen in Kontakt zu kommen, denen sie im alltäglichen Leben der Kirchen nicht mehr begegnen, und von ihnen zu hören, was der durchschnittliche Schweizer buchstäblich «über Gott und die Welt» denkt. Von daher erweist sich die Seelsorge in der Schweizer Armee als eine regelrechte «Fundamentaltheologie im Grünen», beziehungsweise als eine «feldgraue Fundamentaltheologie». Sich dieser Elementarschule des Glaubens, der Theologie und der Seelsorge nicht zu entziehen, ist denn auch bereits Grund genug, die gewiss nicht immer leichte, aber sicher schöne und fruchtbare Aufgabe des Feldpredigeramtes auf sich zu nehmen, sich dabei aber nicht als «heruntergekommene», sondern vielmehr als konsequente Bergprediger zu erweisen.

Kurt Koch

²¹ Vgl. A. Heller, P. M. Zulehner, *Jenseits der Klerus- und Expertenkirche*, in: M. Albus, P. M. Zulehner (Hrsg.), *Nur der Geist macht lebendig. Zur Lage der Kirche in Deutschland nach 20 Jahren Konzil und 10 Jahre Synode* (Mainz 1985) 199-129.

²² Vgl. dazu K. Koch, *Christsein in einem neuen Europa. Provokationen und Perspektiven* (Fribourg 1992).

²³ Vgl. dazu K. Koch, *Gelähmte Ökumene. Was jetzt zu tun ist* (Freiburg i. Br. 1991).

«Die Bibel ist ein Gedächtnisbuch der Armen»

Einst wurde die Eroberung Lateinamerikas mit der Bibel gerechtfertigt. Für den brasilianischen Befreiungstheologen Milton Schwantes ist sie heute das Buch, das die Armen im Kampf um das Leben begleitet.

Interview von SAMUEL GEISER
und ARMIN METTLER*

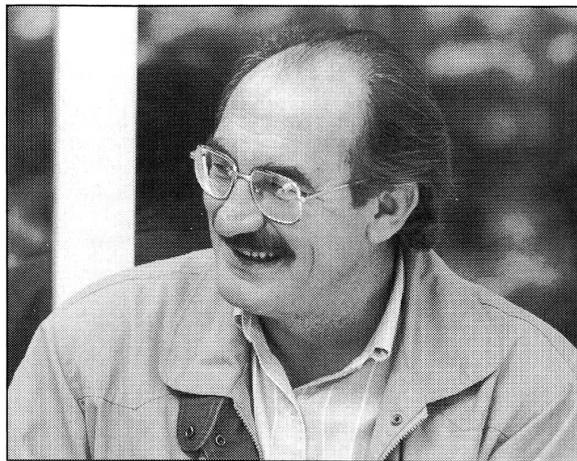
Milton Schwantes, Sie sagen, in Lateinamerika sei die Bibel ein Buch des Volkes. Was heisst das konkret?

Milton Schwantes: Da ist einmal die pastorale Erfahrung: Am kreativsten wird die Bibel heute in den Gemeinden der Armen gelesen. Das arme Volk hat sich die Bibel angeeignet. Und das ist kein Zufall, denn die Bibel ist ein Gedächtnisbuch der Armen. Die Unterdrückten Lateinamerikas erkennen sich sehr rasch im Volk der Bibel und in den urchristlichen Gemeinden. Wie das Volk Lateinamerikas seit 500 Jahren an der Peripherie wechselnder Kolonialmächte leben muss, so lebten das Volk Israel und die urchristliche Gemeinde am Rande der Grossmächte jener Zeit (Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer) in kolonial besetztem Gebiet.

In den Propheten, in der Jesusbewegung kommt der Widerstand aus dem Volk gegen die Unterdrückung zum Ausdruck. Viele Texte in der Bibel sind denn auch nicht am Schreibtisch entstanden, sondern lange vor ihrer Verschriftlichung mündlich überliefert, in Gemeinden und Volksgruppen im Gebet gesprochen, in Festen gefeiert worden.

Die Armen Lateinamerikas brauchen Boden, den sie bebauen können. Kann die Bibel ihnen da helfen?

Sie ist ein Hilfsinstrument. Sie kann Menschen zusammenführen, die sonst nicht miteinander sprechen würden: Sie macht aus ihnen eine Gruppe und führt sie zu Erkenntnissen über ihre Lebenssituation. Zum Beispiel erkennen sie, dass Gott das Land allen Menschen ge-



Auf Einladung der Basler Mission hat Milton Schwantes die Schweiz besucht, um von seinen Erfahrungen mit der Bibelarbeit in Lateinamerika zu berichten. (Bild: Peter Jesse)

schenkt hat. Sie sagen: Die Bibel stärkt uns wie ein Stück Brot. Sie stärkt für den Kampf um ein Stück Land. Das ist unsere Mystik, eine kollektive Mystik. Ohne sie trocknen die Kämpfe des Volkes aus. Nicht die Taufe, nicht die andern Sakramente, nicht all die normale Kirchlichkeit bewirken, was die Bibel vermag: Sie schärft das Gewissen auf unsern Beitrag gegen die Unterdrückung hin.

Mit den Visionen der verrückten Propheten kann es vielleicht wieder etwas vorwärtsgehen.

Die Bibel ist ein Notzuspruch, sie öffnet Horizonte, aber sie darf nicht zum reinen Verehrungsobjekt werden. Sie ist, wie mein brasilianischer Kollege Carlos Mesters sagt, eine Lampe. Wenn wir in sie hineinschauen, dann werden wir blind. Sie ist dann gut, wenn sie hier unsern Tisch beleuchtet, den Tisch des Lebens, die Kämpfe um das Leben, um ein Stück Land.

Jetzt, da mit dem totalen Sieg des Neo-Liberalismus der Horizont so geschlossen scheint, kann ein biblischer Text die Augen wieder weit nach vorne reissen. Mit den Visionen der verrückten Propheten kann es vielleicht wieder etwas vorwärtsgehen.

Aber die Bibel ist doch stellenweise ein schwieriges, verschlüsseltes Buch – schwer verständlich für zeitgenössische Laien?

Nein, die Bibel ist leicht zu verstehen. Sie ist wirklich kein schwieriges Buch – schwer ist die Interpretation der Kirche, die auf ihr lastet. Ich bin immer wieder überrascht, wie schnell die Menschen die Bibel verstehen. Wenn Du ihnen hilfst, die paar Steine der Unverständlichkeit aus dem Weg zu räumen, wenn Du die kleinen wichtigen Erkenntnisse der Wissenschaft einbringst, hier ein schwieriges Wort

erklärt, dort den Text in Abschnitte einteilt: Dann geht das Volk den Weg leicht und von selbst.

Lange zögerte ich zum Beispiel, die Apokalypse in meiner Basisgemeinde zu lesen. Zu schwer, sagte ich mir. Dann brachte ich die Apokalypse doch und habe sie zu Beginn in den Kontext des Drachens, des Römischen Reiches gestellt. Die Leute wollten nicht wissen, was dieses Römische Reich nun genau gewesen war. Das würde auch nicht viel weiterhelfen. Aber die kennen ja eigentlich das Römische Reich schon lange, die wissen, welchen Namen die Bestie heute hat und wie sie funktioniert.

Was sagen Sie zu Rudolf Bultmann, der meint, die Menschen könnten seit der Aufklärung nicht mehr an biblische Mythen glauben?

Kann man im Zeitalter des elektrischen Lichts noch an Mythen glauben? Bultmann verneint. Der historische Graben zwischen uns und der Bibel ist für ihn schier unüberwindbar geworden. Ich meine, das ist nur eine Teilwahrheit. Viel wichtiger ist doch, dass die armen Menschen damals in Israel und heute in den Favelas, den Armensiedlungen Brasiliens, früh zu Bett gehen müssen, weil sie das Geld nicht haben, um sich Licht einzukaufen: sei es nun das Geld für den elektrischen Strom oder für das Öl der Öllampe.

Zudem: Man kann doch nicht übersehen, dass die Gesellschaft, welche das elektrische Licht hervorgebracht hat, viel mehr in einer Welt der Illusionen, der Vortäuschungen, der Verdunkelung lebt als die Welt der Bibel. Welch immensen Aufbau von Freiheitsmythologie, welche Lügen braucht doch die internationale Marktwirtschaft heute, um überhaupt ausbeuten zu können!

Wie wirksam kann die lebensnahe Bibellektüre der Basisgemeinden bleiben im Umfeld von US-

Der Gesprächspartner

Milton Schwantes, 1946 in Brasilien geboren, hat dort und in Heidelberg seine Studien absolviert. Er ist Pfarrer der Evangelisch-lutherischen Kirche Brasiliens und Dozent für Altes Testament am Ökumenischen Institut für Religionswissenschaften in Sao Bernardo do Campo in Sao Paulo.

amerikanischen evangelikalen Fernsehpredigten oder von «Lumen 2000», dem von der katholischen Hierarchie geförderten Missionsprojekt, das auch mit dem Einsatz von Fernsehsatelliten arbeiten wird?

Da sind wir bei der Mythenproduktion. Wenn wir auf diese Macht starren, die sich hier über die Menschen wälzt, um sie von ihrem Leben zu entfremden, um sie besessen zu machen, dann kann man nur verzweifeln. All das Milliongeld hinter der evangelikalen Invasion Lateinamerikas oder die Millionenpenden des niederländischen Milliardärs Piet Derksen hinter «Lumen 2000», die jetzt gegen jegliche gesellschaftliche Veränderung eingesetzt werden... Dann gibt es aber auch den andern Blickwinkel: Dieser ganze monstrosöse Apparat ist sehr anfällig, weil er einen übermächtigen Gegner hat: Die alltägliche Erfahrung der Armen von Hunger und Gewalt. Die Menschen lassen sich für eine oder zwei Stunden, für einen Tag von diesen Illusionen mitreissen – dann aber holt sie die Härte ihrer Lebenswirklichkeit wieder ein und spricht eine stärkere Sprache als die Mediengiganten.

Unsere Erfahrung ist die: Es ist nicht entscheidend, frontal gegen diesen Verdummungsapparat vorzugehen. Ich glaube fest daran, dass jene katholische Ordensschwester recht hatte, die zu mir sagte: «Wie reaktionär die Bischöfe auch immer werden wollen: Das ist kein Problem; denn die Armen bleiben da – täglich kommen neue dazu, und sie lieben immer mehr die befreiende Botschaft des Evangeliums.»

Die Bibel ist vor 500 Jahren nach Lateinamerika gekommen. Kann da eine Befreiungstheologie wirklich etwas Neues, Eigenes sein – ist nicht auch sie noch ein Kind des alten Europa?

Ich glaube, es war 1971, als der deutsche Theologe Jürgen Moltmann nach Lateinamerika kam und die Befreiungstheologie gewissermassen als regionale Theologie Europas hinstellte. Alle waren hier sehr traurig über sein Wort, fühlten sich von ihm nicht verstanden. Was ist da zu sagen? Moltmann hat recht und er hat unrecht. Gut, wir hängen mit Europa zusammen – aber fast gegenpolig. Nehmen Sie die europäische Auswanderung. Mit Blick auf meine deutschstämmige Vergangenheit kann ich sagen: Ausgewandert sind die Gefangenen, die man in Hamburg aus den Gefängnissen und in die Schiffe nach Lateinamerika warf. Oder die Leibeigenen aus Pommern, die weder Land noch Essen hatten. Auch sie wurden über See geschifft, damit Europa sie aus dem Blick hatte. Also sind wir auch Europa – aber wir sind der Müll Europas.

Und diese Auswanderung kommt hier in den Zusammenhang einer indianischen oder einer afrikanischen Kultur. Die Grundzüge der brasilianischen Kultur beispielsweise sind afrikanisch, nicht europäisch. Natürlich gibt es hier auch Opern. Aber ich bin in Brasilien wahrscheinlich noch nie in die Oper gegangen, aber zum Karneval schon, weil mich der mehr an-

spricht als die Oper. In den letzten zwanzig, dreissig Jahren hat Lateinamerika immer mehr seinen kulturellen Ausdruck gefunden. Die Theologie der Befreiung ist nichts anderes als ein Teil dieser Selbstbesinnung. Vorher war die Kirche immer noch eingebunden in Europa – die Loslösung hat die Theologie der Befreiung geschaffen. Dazu eine kleine Veranschaulichung: Die europäische Tradition ist aus dem Liedgut der Katholiken praktisch gänzlich verschwunden. Bei uns Evangelischen sind wir jetzt gerade so weit, das europäische Gesangbuch zu überwinden.

Ich sehe Mission als eine Entdeckung der Gegenwart Gottes in der Welt.

Das heisst ja wohl auch Abschied von der alten Mission?

Ich persönlich bin der Meinung, Mission sei sehr wichtig. Nun kann ich Mission betreiben, indem ich Menschen in mein Haus nehme, sie in einen Glauben einverleibe, den ich schon kenne oder wenigstens zu kennen glaube. Das meine ich nicht. Ich sehe Mission als eine Entdeckung der Gegenwart Gottes in der Welt. Die Kirche ist nur ein Hilfsmittel, um zu versuchen, diese Gegenwart auszudrücken. Nach fünfhundert Jahren Mission sehe ich aber, dass sie daran gescheitert ist.

Zudem gibt es viele verschiedene Weisen, die Gegenwart Gottes zu erfahren – innerhalb und ausserhalb des Christentums. So brauche ich doch den Indios, die eine wunderbare Art haben, den Ort des Menschen zwischen Himmel und Erde zu erleben, nicht zu sagen: «Ich bringe euch etwas Besseres.» Aber wenn ich bei ihnen die Gegenwart Gottes entdecke, kann ich vielleicht sagen: Ihr habt mich missioniert. Oder die Schwarzen Lateinamerikas. Religion ist für sie ein Weg in das Licht, ein Gang, ein Gesang, ein Rhythmus, ein Fest – sozusagen ein Karneval auf Gott zu. Jeder kann hier mitmachen, mittanzen. Ich denke, diese Afro-Lateinamerikaner haben etwas vom Gottesgeheimnis erfasst.

Was wäre dann in dieser Vision ein missionarischer Beitrag der Christen und Christinnen?

Ich sage ohne Hochmut: Auch wir Christen haben kleine, gute Beiträge geleistet. Aber seit wir in die Welt der Generäle und Kaiser Konstantin geraten sind, leider fast nur noch schlechte. Vielleicht können wir in Zukunft aber auch missionarisch werden, wenn wir vom Evangelium her kommen. Das setzt jedoch eine grosse Kirchenkritik voraus. Vielleicht haben wir dann auch etwas in die Suppe zu geben, die wir zusammen mit Indios, Afrikanern, Moslems und Buddhisten essen wollen. Vielleicht wird sie dank unserem missionarischen Beitrag dann noch besser schmecken. Vielleicht ist ein Beitrag von uns Christen der selbstkritische Umgang mit unsern Traditionen, weil wir in der Kirchengeschichte soviel

Unsinn aufgebaut haben. Das alles sage ich eigentlich in der Verlängerung des Zweiten Vatikanischen Konzils, das sehr Wichtiges für alle Christen und Christinnen begriffen hat.

Sie haben jetzt in der Schweiz mit Bibelgruppen gearbeitet. Welches sind Ihre Eindrücke?

Ich habe den Eindruck, dass ich mit einer Lateinamerika- oder Drittweltsekte zusammengekommen bin. Das ist schön, das war herzlich. Da ist eine Gruppe, die einen Teil ihrer Sorge in eine Sache eingibt, für die sie hier eigentlich wenig ausrichten kann. Und doch hat diese Drittweltsekte eine wichtige Brückenaufgabe – jetzt, da die Dritte Welt mit der Ersten Welt total verhängt ist. Jetzt, da es keine Möglichkeit mehr gibt, diese Beziehung zu leugnen. Gerade für die europäischen Protestanten, die sich bis heute sehr elegant aus den Problemen der Kultur der Dritten Welt herausziehen, sind Veränderungen unumgänglich. Ihre Theologischen Fakultäten werden nicht mehr so wie immer weiterfunktionieren können. Ich glaube, der Druck der Studenten auf die Professoren wird zunehmen. Die Theologie kann heute nicht mehr an den Kantons- oder Landesgrenzen enden.

Neben den Drittwelt-Engagierten sind mir noch jene Menschen aufgefallen, die an Veran-

Ich denke, dass die Menschen hier viele Mauern um die Bibel bauen.

staltungen kommen, eifrig aufschreiben und interessiert fragen, dann aber verschwinden. Ich glaube, sie kommen und gehen, ohne dass eine Beziehung, eine Verpflichtung entsteht. Sind sie zu Hause nicht wieder allein mit dem Ganzen? Was können sie anderes tun, als in die nächste Veranstaltung zu stürmen, um zu sehen, was da gemacht wird? Ich komme von aussen – aber ich glaube sehen zu können, dass ein Netz der Beziehungen hier doch sehr fehlt.

In der Schweiz ist die Bibel im Gegensatz zu Lateinamerika kein Volksbuch mehr. Könnte sie das wieder werden?

Ich denke, dass die Menschen hier viele Mauern um die Bibel bauen. So kommt man nicht zur Bibel. Gut, gewisse Mauern mögen uns ja vor fundamentalistischen Aussagen schützen. Aber diese Mauern der Entschuldigungen! Warum die Bibel immer in diesem prekären Licht sehen? Und diese Mauern der Wissenschaft: Was ein armer Student nicht alles lernen muss, bis er an die Bibel heran darf. Ich denke, dass die Evangelikalen einen guten Beitrag leisten, wenn sie sagen: «Nieder mit den Mauern – hier ist Gold drin.» Schade nur, dass sie die Bibel ausschliesslich nach einer vorgegebenen Struktur des Denkens abhören. ■

**Armin Mettler und Samuel Geiser sind Mitarbeiter des Pressedienstes der Kem (Kooperation evangelischer Kirchen und Missionen) in Basel.*

Kirche in der Welt

«Europa bauen in der Einen Welt»

Der Deutsche Katholikentag ist wie der Deutsche Evangelische Kirchentag, die alternder alle zwei Jahre stattfinden, ein Ausdruck der Laienbewegung und mit dem jeweiligen Leitthema bzw. Leitwort auch eine programmatische Zeitansage. Mit der Ende der 1970er Jahre sprunghaft gestiegenen Beteiligung veränderte sich auch das Erscheinungsbild dieser Kirchentage. Heute sind es Tage des Zuhörens und Diskutierens, des Betens, Singens und Feierns, wie die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Rita Waschbüsch, unlängst formulierte.

Dass sich zum 91. Deutschen Katholikentag vom 17.–21. Juni in Karlsruhe nur 40000 Dauerteilnehmer angemeldet hatten, wurde von den einen als ein Rückgang des kirchlichen Interesses gedeutet, während es andere mit dem Veranstaltungsort erklärten, der weniger anziehe als eine Grossstadt wie Berlin; immerhin kamen zu den Grossveranstaltungen bis 70000 Menschen zusammen. Neben diesen zentralen Veranstaltungen – wozu namentlich die Eröffnung (mit einer Taufgedächtnisfeier), eine Versöhnungsfeier, die Hauptkundgebung und der Hauptgottesdienst gehören – konnten die Besucherinnen und Besucher aus einem Angebot von rund 1400 Veranstaltungen ihr Programm individuell zusammenstellen.

■ Europa in der Welt

Das programmatische Thema dieses Katholikentages war die europäische Herausforderung. Unter dem Leitwort «Eine neue Stadt ersteht» wurde dabei nach der christlichen Perspektive gefragt, und mit dem Untertitel «Europa bauen in der Einen Welt» die Weltverantwortung der katholischen Laien angemahnt. Als das Zentralkomitee der deutschen Katholiken im Herbst 1989 für diesen Katholikentag die Europa-Thematik beschloss, konnte es die inzwischen erfolgten Umwälzungen im östlichen Europa nicht absehen. So wurde in Karlsruhe der Katholikentag nach Jahrzehnten wieder ein wirklich Deutscher Katholikentag. Besonders spürbar wurde dieser Sachverhalt indes nicht. Wohl kamen von den Dauerteilnehmenden gegen 10% aus den neuen Bundesländern, was den konfessionellen Grössenverhältnissen entspricht. Den Themen- und Fragestellungen und namentlich den Veranstaltungen war aber noch wenig anzumerken, dass sich das andere

Deutschland bei der Vorbereitung des Katholikentages ohne staatliche Behinderung hat beteiligen können.

■ Eine offene Stadt der Menschen

Etwas Ordnung in das Angebot von Vorträgen, Foren und Werkstätten brachte bereits das gedruckte Programm, das von den zielgruppenorientierten Zentren fünf Themenkreise unterschied. Diese befassten sich unter verschiedenen Fragestellungen mit einem jeweils ganz bestimmten Aspekt des Leitwortes: I. Gott – Licht der neuen Stadt, II. Neue Stadt – Stadt des Menschen, III. Stadt der offenen Tore, IV. Gottes Schöpfung in der Stadt der Menschen, V. Unterwegs zur Einen Welt. In diesen Themenkreisen wurden vor allem Vortragsveranstaltungen durchgeführt; die Angebote mit Werkstattelementen waren eher in den zahlreichen Zentren zu finden: vom Jugend-, Frauen- und Familienbegegnungszentrum bis zum Geistlichen Zentrum und zum «Jüdischen Lehrhaus». Das Jugendzentrum hiess diesmal allerdings nicht mehr Jugendzentrum, sondern «Europahalle grenzenlos. Hoffnungswerkstätten – nicht nur für junge Leute». Dass für jüngere Leute ein eigenes Zentrum einzurichten war, wusste man aufgrund der Erfahrungen mit den letzten Katholikentagen. So waren denn auch in Karlsruhe von den Dauerteilnehmenden fast die Hälfte Frauen und Männer zwischen 18 und 29 Jahren. Gestaltet wurde die Europahalle von der Jugendarbeit des gastgebenden Erzbistums Freiburg i. Br., weil sich der bundesweite Jugendverband (BDKJ) – wie übrigens auch der Frauenverband – geweigert hatte, seine Tätigkeit weiterhin vom strengen 2jährigen Rhythmus der Katholikentage bestimmen zu lassen und sich deshalb am Katholikentag nicht unmittelbar beteiligt hatte. Bei der inhaltlichen Gestaltung liess sich die Vorbereitungsgruppe von zwei Anliegen tragen: «Gerechtigkeit in der einen Welt und demokratische Kultur in der Kirche». Allein schon damit waren Konfliktmöglichkeiten mit dem Zentralkomitee programmiert; ausgebrochen sind die Konflikte zwischen der «organisierten» Jugend und dem eher auf Harmonie bedachten Zentralkomitee bzw. der Leitung des Katholikentages dann allerdings nur wegen Fragen der Pressearbeit auf dem Katholikentag selber. Hier waren Pannen ohnehin nicht ganz zu vermeiden, mussten doch über 600 Journalisten und Journalistinnen bedient werden.

■ Gestörte Harmonie

Immer noch nicht ausgetragen bzw. beigelegt ist der Konflikt zwischen dem Zentralkomitee und dem Deutschen Katholikentag einerseits und der Initiative Kirche von unten (IKvu) und dem KatholikInnentag von unten (Kvu), der deshalb in Karlsruhe bereits zum 6. Mal durchgeführt wurde. Schwer beizulegen scheint dieser Konflikt vor allem deshalb, weil das Zentralkomitee gegen zwei oder drei Gruppen der Initiative Vorbehalte hat, die Initiative sich aber zu allen ihr angehörenden Gruppen solidarisch verhält. Der KatholikInnentag von unten erscheint so wie ein weiteres Zentrum des Katholikentages, dessen Besonderheit in einer gewissen Unbekümmertheit und Angriffigkeit auszumachen ist. So stellte er in Karlsruhe sein gesamtes Programmangebot in die Perspektive von Kolonisierung und Befreiung mit den Schwerpunkten: 500 Jahre Conquista (Lateinamerika), Kolonisierung des öffentlichen Christseins (Staat und Kirche, die sich gegenseitig stützen), Kolonisierung der Sexualität (Sexualmoral, Stellung der Frau in der Kirche). Dabei sind es weniger die Themen an sich, die einen Unterschied zwischen dem Deutschen Katholikentag und dem KatholikInnentag von unten ausmachen, als vielmehr deren Behandlung. So führte zum Beispiel die Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) ein Zentrum, in dem diese Selbsthilfegruppe unter anderem Einzel- und Gruppengespräche anbot, während die gleiche Thematik auf dem Deutschen Katholikentag im Geistlichen Zentrum in der Perspektive von Sexualität und Spiritualität zur Sprache gebracht wurde.

Das Geistliche Zentrum stand unter dem Motto «Gott – Mitte der neuen Stadt» mit einem so fein gegliederten Angebot, dass kein Massenbetrieb aufkommen konnte: verborgene Mitte, bergende Mitte, heilende Mitte, brennende Mitte, einende Mitte, lebenspendende Mitte, wegweisende Mitte der neuen Stadt, hiessen die berücksichtigten Aspekte.

Wie der Katholikentag sein Bibelzentrum hat, in Karlsruhe wurde es erstmals ökumenisch getragen, so errichtete der KatholikInnentag von unten in Karlsruhe erstmals ein eigenes «Bibelhaus». Biblische Angebote machten aber nicht nur das Bibelzentrum und das «Bibelhaus»; die beiden Arbeitstage des Katholikentages begannen mit einem vielfältigen Angebot nicht nur von Gottesdiensten, sondern auch von von Bibelarbeit.

Mit einem grossen Nachteil muss der KatholikInnentag von unten rechnen, wenn er sich selbständig durchführt: er muss sich auch selbständig finanzieren, während der Deutsche Katholikentag mit erheblichen Zu-

schüssen rechnen kann. Von den rund 12 Millionen Mark, die der Karlsruher Katholikentag kosten wird, muss von den Teilnehmenden nur ein Viertel aufgebracht werden; 6,8 Millionen Mark sind Zuschüsse aus Bund, Land und Stadt, und 2,3 Millionen sind kirchliche Mittel.

■ Gelungene und misslungene Dialogversuche

Als «Europa-Katholikentag» hat der Karlsruher Katholikentag besonderes Augenmerk auf das Gespräch mit den Nachbarn Deutschlands, vor allem mit den Nachbarn im Osten gelegt. Neu war der Einbezug des Christlich-Islamischen Gesprächs, wozu der Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, Kardinal Francis Arinze, ein Grundsatzreferat hielt, wozu aber andererseits die Islamischen Organisationen in Karlsruhe selber nicht mitwirken mochten. Neu war auch, dass das Palästina-Problem als doppelte Solidarität zur Darstellung gebracht wurde. Die Institutionen des deutschen Verbandskatholizismus sind an den Katholikentagen mit eigenen Angeboten vertreten, mit Informationsständen und auch Veranstaltungen. So hat in Karlsruhe die Nahostkommission von Pax Christi mit verschiedenen Gruppen ein «Palästina/Israel-Haus» eingerichtet, das als Ort der Begegnung auch mit Gästen aus Israel/Palästina geführt wurde.

Nicht auf Dialog, sondern auf Information und Beratung angelegt waren die Angebote und Veranstaltungen im Zentrum «Sekten und neue Heilslehren», sollten sie doch zur «Auseinandersetzung mit den neuen religiösen und quasireligiösen Bewegungen in Europa» anleiten. Ein Forum dieses Zentrums war «neueren Trends und Entwicklungen in der europäischen religiösen Landschaft» gewidmet. Als Joachim Müller – als Moderator dieses Forums – die Veranstaltung für geschlossen erklärte und aufgrund des Hausrechtes Bild- und Tonaufnahmen untersagte, machte sich Unruhe bemerkbar. Trotzdem konnte Hans-Joachim Höhn mit seinem Kurzvortrag beginnen, in dem er Merkmale der «neuen Religiosität» herausarbeitete. Während seines Vortrages verteilten Mitglieder des Vereins zur Förderung der Psychologischen Menschenkenntnis (VPM, «Lieblinge») ein Flugblatt, auf dem behauptet wurde: «Katholikentag wird missbraucht! Psychologischer Verein wird verunglimpft!» und auf dem vor allem der zweite Referent des Forums, Hansjörg Hemminger von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) in Stuttgart verunglimpft wurde. Dass Hansjörg Hemminger in seinem Referat dann nicht einmal eine Anspielung auf den VPM machte, schrieben die VPM-Leute ihrem Flugblatt zu. Weil den

akkreditierten Journalisten das Referat von Hansjörg Hemminger bereits am Vortag zur Verfügung stand und ich deshalb wusste, dass Hansjörg Hemminger schon vor der Aktion der VPM-Leute in seinem Referat ohne das Beispiel VPM auskommen würde, liess ich mich mit VPM-Leuten mit entsprechenden Fragen in ein Gespräch ein. Auf Widersprüchlichkeiten in ihrem Verhalten mochten sie allerdings nicht eingehen, sondern benutzten das Gespräch mit einem Schweizer Journalisten als Gelegenheit, um über die gegenüber dem VPM unfreundlichen Züricher Zeitungen zu klagen und einmal mehr zu mutmassen, auch dort seien Menschen dabei, mit ihren liberalen Einstellungen in der Drogenfrage die Gesellschaft mutwillig zu gefährden.

Um das Forum zu beruhigen, gab der Moderator einem VPM-Vertreter Gelegenheit, sich zu den Motiven der VPM-Aktion zu äussern. Dass dieser dann versuchte, die dazu vereinbarte Zeit erheblich zu überschreiten, der Moderator das aber nicht zuließ und ihm schliesslich sogar das Wort entzog, hatte eine neue Unruhe zur Folge. So gelang es den VPM-Leuten, das Forum zeitweise für sich zu vereinnahmen und den Moderator unter Druck zu setzen. Es würde mich aber nicht erstaunen, wenn die VPM-Leute als Täter nachträglich versuchen würden, sich als Opfer hinzustellen... Die VPM-Aktion hatte weiter zur Folge, dass zum Thema selber, wie es von Hans-Joachim Höhn und Hansjörg Hemminger dargelegt wurde, keine weiterführenden Fragen bzw. Gesprächsbeiträge mehr eingebracht wurden, obwohl die Darlegungen nicht nur theoretisch anregend, sondern auch pastoral herausfordernd waren.

Kein eigentlicher Dialogversuch wollte sein, was in der Werkstatt «vergleichende Pastoral» von Ludwig Bertsch, Hermann Jansen und Klaus Roos geboten wurde. Aufgrund eingehender Auseinandersetzungen mit pastoralen Erfahrungen in Afrika, vor allem mit kleinen christlichen Gemeinschaften in Ostafrika, wurde in den letzten Jahren versucht, für das badische Dekanat Mosbach Leitlinien für die zukünftige pastorale Arbeit zu entwickeln. Über diesen Prozess, der ohne Zuhören nicht möglich gewesen wäre, informierte diese Werkstatt.

■ Kirche oder Religion in Europa?

Hans-Joachim Höhn entwickelte sein Konzept der neuen Religiosität als «City Religion» – als Religion der Pendler und Passanten, als Religion der «Instant»-Kultur, als Religion des Wettbewerbs und der Rabatte – weiter; Hansjörg Hemminger machte auf den New-age-förmigen Charakter der neuen Religiosität, aber auch darauf aufmerksam, wie alltägliche Lebensvollzüge als sinnstif-

tend erfahren werden, so dass transzendenten Sinn nicht (mehr) nötig ist. Wird also eine religionsfreundliche Gottlosigkeit die Religion in Europa?

In zahlreichen Veranstaltungen zur Zukunft Europas begegneten immer wieder zwei Gedanken: Dass Europa zum einen Zukunft nur haben kann, wenn es auf die Menschenrechtstradition setzt, wenn es kulturelle und religiöse Minderheiten schützt und Verantwortung für die grössere Welt zu übernehmen bereit ist. Und dass es zum andern eine christliche Zukunft für Europa nur geben kann, wenn Gott und Welt im Glauben zusammengedacht werden können: Denn wenn der Glaube die Welt los wird, wird er wertlos, und wenn die Welt Gott los wird, wird sie gottlos, überlegte Bischof Franz Kamphaus auf der gemeinsamen Veranstaltung von ZdK und Deutschem Evangelischem Kirchentag. Evangelisierung heisst in dieser Perspektive und in diesem Zusammenhang deshalb ein gemeinsames christliches Zeugnis des lebendigen Gottes hier und heute. Für die Europa-Thematik heisst das, wie die Präsidentin des ZdK, Rita Waschbüsch, bereits auf der Eröffnungspressekonferenz erklärte: «Die Zukunft christlichen Glaubens und der Kirche hängt auch davon ab, wie die europäische Herausforderung von den Christen angenommen wird.»

Rolf Weibel

Hinweise

Kirche und Arbeitswelt

Das katholische Industriepfarramt Zürich führt vom 7. bis 11. September 1992 in der Glashütte Bülach AG in *Bülach* einen Kurs für Pfarrer, Vikare, Pastoralassistentinnen und -assistenten, Oberstufenkatechetinnen und -katecheten durch.

Das Thema Mensch – Arbeit, Arbeitswelt ist zurzeit höchst aktuell: Einerseits nimmt die Zahl der arbeitslosen Frauen und Männer immer noch zu; andererseits führen die technischen und politischen Entwicklungen zu gerade «revolutionären» Veränderungen der Arbeitswelt und in der Wirtschaft. Die damit verbundenen Folgewirkungen für die arbeitenden Menschen sind zweifellos auch eine Herausforderung an die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Einführungstag: Mittwoch, 26. August 1992. Auskunft und Programme sind erhältlich bei der Katholischen Arbeitsstelle Kirche + Industrie, Bederstrasse 76, Postfach 18, 8027 Zürich, Telefon 01-202 88 44. Anmeldung bis 10. Juli 1992. *Mitgeteilt*

Amtlicher Teil

Alle Bistümer

■ Neue Feldprediger

Am 30. Mai 1992 haben 35 Seelsorger (20 katholische und 15 protestantische) die Feldpredigerschule 92 in Montana abgeschlossen.

Die katholischen Priester, Diakone und Pastoralassistenten sind: Cap assist past cath *Agustoni Sandro*, Neuchâtel (NE); Cap capp catt *Filanti Claudio*, Balerna (TI); Cap capp catt *Pessina Luigi*, Lugano (TI); Cap capp catt *Solari Paolo Maria*, Locarno (TI); Cap aum cath *Roduit Gilles*, Le Châble (VS); Cap aum cath *Roduit Olivier*, Saint-Maurice (VS); Cap aum cath *Schaller Christian*, Porrentruy (JU); Hptm Past Assist kath *Bosoppi Marino*, Stans (NW); Hptm Past Assist kath *Liggenstorfer Roger*, Romanshorn (TG); Hptm Past Assist kath *Bucher Anton*, Buttisholz (LU); Hptm Fpr kath *Haute Anton*, St. Gallen (SG); Hptm Diak kath *Hess Ulrich*, Ebikon (LU); Hptm Fpr kath *Camenzind Peter*, Wädenswil (ZH); Hptm Fpr kath *Imseng Robert*, Naters (VS); Hptm Past Assist kath *Erudin Josef*, Lachen (SZ); Hptm Past Assist kath *Pfister Andreas*, Tuggen (SZ); Hptm Fpr kath *Rickenmann Agnell*, Bern (BE); Hptm Past Assist kath *Büchel Patrik*, Rorschach (SG); Hptm Past Assist kath *Kehl Jörg*, Kaltbrunn (SG); Hptm Past Assist kath *Müller Dieter*, Pfäffikon (ZH).

Bistum Basel

■ Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Zufikon* (AG) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 21. Juli 1992 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Bistum St. Gallen

■ Im Herrn verschieden

Alois Graf, Resignat, Wil

Am 11. Juni starb in Wil Resignat Alois Graf, geboren am 25. November 1906 in Flawil, gebürtig aus Pfaffnau (LU). Nach der Matura in Einsiedeln und dem Theologiestudium in Freiburg und Rom wurde Alois Graf am 12. März 1932 in St. Gallen zum Priester geweiht. Dann war er bis 1934 Ka-

plan in Mels, anschliessend bis 1949 in Guldach. In jenem Jahr erfolgte die Wahl zum Pfarrer in Kriessern. 1974 wurde er Primissar in Wil, 1982 Seelsorger am dortigen Pflugeheim. Seit 1989 lebte er im Ruhestand in Wil. Bestattet wurde er am 16. Juni in Flawil, am Ort, wo er aufgewachsen war.

Hans-Niklaus Fässler, Resignat, Appenzell

In Appenzell verschied am 16. Juni Pfarrresignat Dr. Hans-Niklaus Fässler. Er war am 8. Oktober 1921 in Einsiedeln geboren worden, wuchs in Wollerau auf, besuchte in Appenzell das Gymnasium und schloss in Freiburg sein Theologiestudium zunächst mit dem Lizentiat ab. Nach der am 6. April 1946 in St. Gallen empfangenen Priesterweihe und der in Appenzell gefeierten Primiz vollendete er in Freiburg sein Studium, das er mit dem Doktorat abschloss. 1949 wurde er Vikar in Niederuzwil, 1952 Kaplan in Gossau und 1957 Pfarrer in Oberegg. Dreizehn Jahre später wechselte er nach Bernhardzell, wo man ihn sofort in das katholische Kollegium wählte, dem er bis 1983 angehörte. 1987 zog er sich nach Appenzell zurück, um bis kurz vor seinem Tod aktiv in der Seelsorge mitzuhelfen. Am 19. Juni ist er dort zur letzten Ruhe bestattet worden.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

■ Ernennungen

Domherr *Anton Troxler*, Pfarrer in solidum zu St. Moritz und St. Johann in Freiburg, wird zum Pfarrhelfer im Halbamte ernannt für den deutschsprachigen Pfarrkreis St. Peter, Christ-König, Marly und Villars-sur-Glâne.

Jean-Marie Juriens, Pfarrer in Rheinfelden-Minseln (Deutschland), wird zum Pfarrer in solidum ernannt für die beiden Pfarreien St. Moritz und St. Johann in Freiburg.

Bistum Sitten

■ Mitteilung der Bischöflichen Kanzlei

Die Büros der Bischöflichen Kanzlei bleiben vom 28. Juni bis 3. August geschlossen. Anfragen können jedoch auch während dieser Zeit an die Kanzlei gerichtet werden, und

zwar entweder schriftlich oder telefonisch über den automatischen Telefondienst des Ordinariates. Allseits frohe und erholsame Ferien.

Bischöfliche Kanzlei

Neue Bücher

Maria für Ordenschristen

Carlo M. Martini, *Seht die Frau. Lebenswege mit Maria, Herdenbücherei 1735*, Freiburg i. Br. 1991, 144 Seiten.

Das Bändchen enthält Exerzitienvorträge, die der Kardinal-Erzbischof von Mailand für Nonnen und Schwestern seiner Diözese gehalten hat. Zu den 240 Ordensschwestern, die am Kurs teilnahmen, kamen noch etwa 11 000, die mit Rundspruch erreicht wurden. Martinis Vorträge zeigen tiefes menschliches Verständnis für Probleme der Frauen, die demütig und getreu den kirchlichen Dienst gleich Mägdchen verrichten. Der Bibeltheologe schärft den Schwestern zugleich Aug und Ohr zum Verständnis biblischer Feinheiten und Nuancen. So erhalten diese Schwestern ein im Glauben vertieftes, unsentimentales Marienbild. Meiner Ansicht nach hätte in einem Untertitel der Adressat (Ordenschristen) aufscheinen sollen.

Leo Ettlin

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel, Dr. theol.

Frankenstrasse 7-9, 6003 Luzern

Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern

Telefon 041-23 50 15, Telefax 041-23 63 56

Mitredaktoren

Kurt Koch, Dr. theol., Professor

Lindendfeldsteig 9, 6006 Luzern

Telefon 041-51 47 55

Franz Stampfli, Domherr

Wiedingstrasse 46, 8055 Zürich

Telefon 01-451 24 34

Josef Wick, lic. theol., Pfarrer

Rosenweg, 9410 Heiden

Telefon 071-91 17 53

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7-9

Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern

Telefon 041-23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 95.-;

Ausland Fr. 95.- plus Versandgebühren

(Land/See- oder Luftpost).

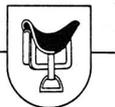
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 63.-.

Einzelnummer: Fr. 2.50 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

GEMEINDE SATTEL



Nach über dreissigjähriger Tätigkeit tritt unser Pfarrer Josef Seiler in den wohlverdienten Ruhestand. Nun suchen wir den geeigneten Nachfolger als

Pfarrer

und Vorsteher unserer ländlichen Pfarrei St. Peter und St. Paul. Wir stellen uns eine initiative, aufgeschlossene Persönlichkeit vor, der ein aktives Pfarreleben und integratives Wirken ein echtes Anliegen sind. Die Pfarrei umfasst rund 1200 Katholiken in einer gut durchmischten Gemeinde von 1300 Einwohnern und liegt reizvoll eingebettet zwischen Bergen und Seen in der Schwyzer Voralpenlandschaft. Das historisch bedeutungsvolle Pfarrhaus wird mit der Neubesetzung der Pfarrstelle umgebaut.

Möchten Sie noch mehr Informationen? Dann wenden Sie sich an die Präsidentin der Pfarrwahlkommission, Frau Hildegard Kaiser, Steiweidlistrasse 6, 6417 Sattel, Telefon 043-43 18 68 oder Telefon 043-43 12 01. Sie nimmt auch gerne Ihre schriftliche Bewerbung entgegen.

Die Katholische Pfarrei Heiden/Rehetobel im Appenzeller Vorderland

sucht auf bald

eine/-n Mitarbeiter/-in mit katechetischer oder voll-theologischer Ausbildung

für folgende Bereiche der Pfarreiarbeit:

- Beratung und Mitplanung der Gesamtseelsorge
- Religionsunterricht (Mittelstufe und Oberstufe)
- Jugendanlässe
- Anteil Liturgie
- Erwachsenenbildung
- Vigilanz

Zuteilung der Aufgaben und Umfang der Anstellung (etwa ein ²/₃-Pensum) nach Absprache.

Wir erwarten einen gemeinschaftsfördernden Beitrag. Aus persönlichem Interesse am Vermächtnis Christi, das der Kirche zum Dienst an der Welt anvertraut ist.

Was wir bieten können, sind ein angenehmes Arbeitsklima, eine Anzahl interessierter und vielseitig engagierter Pfarreiangehöriger sowie ein schönes, ruhig gelegenes Haus im erholsamen Kurort Heiden.

Weitere Auskunft erteilt gern der Pfarrer: Josef Wick, Telefon 071-91 17 53; oder der Präsident der Kirchenverwaltung Heiden, an welchen auch eine schriftliche Bewerbung zu richten ist: Adrian Ebnetter, Werdstrasse 32, 9410 Heiden, Telefon Geschäft 071-91 59 30, Privat 071-91 27 55

Katholische Kirchgemeinde St. Stefan, Amriswil

Für baldmöglichst oder nach Übereinkunft suchen wir als zweiten Pfarreiseelsorger einen

alt Pfarrer (Resignat)

für ein Teilpensum, das vor allem darin besteht, alternierend mit dem Pfarrer Sonntags- und Werktagsgottesdienste zu halten, Ferien-Stellvertretung zu übernehmen und in der Krankenseelsorge mitzuwirken. Je nach Verfassung und Wunsch können weitere Seelsorgsaufgaben übernommen werden. Es bleibt Ihnen viel Freizeit. Amriswil, das «Weltdorf» im Grünen, 7 km vom Bodensee entfernt, hat etwas über 10 000 Einwohner, davon 4500 Katholiken. Eine schöne Wohnung in einem Hochhaus mit Sicht zum Bodensee (bei guter Witterung) und zum Säntis steht bereit.

Gerne erwarten wir einen Anruf von Ihnen. Sie werden sich hier wohl fühlen. Für Anmeldung oder für Auskünfte können Sie sich an den Präsidenten der Katholischen Kirchenvorsteherschaft, Rolf Allemann, Gassenackerstrasse 26, 8580 Amriswil, Telefon 071-67 42 16, oder an Pfarrer Ernst Peterhans, Telefon 071-67 11 36, wenden

**Die drei
katholischen
Jugendzeitschriften**

Arbeitsgemeinschaft
der Katholischen Kinder-
und Jugendpresse
(AKJP)
Postfach
6000 Luzern 5



**Die katholische Pfarrgemeinde Heilig Kreuz,
Zürich-Altstetten**

sucht auf Schuljahresbeginn 1992/93 (September 1992)

**ausgebildete Katechetinnen
oder Katecheten**

im Nebenamt und/oder im Vollamt

für Religionsunterricht auf der Mittel- und/oder Oberstufe. Weitere pastorale Aufgaben nach Absprache!

Interessenten und Interessentinnen melden sich baldmöglichst bei Urs Solèr-Hug, Pastoralassistent, oder bei Peter Krauer, Katechet/Jugendarbeiter, Saumackerstrasse 83, 8048 Zürich, Telefon 01-431 79 70

Junge kaufmännische Angestellte

(Dipl. Töchterhandelsschule Luzern) best. Ref. ausg. ruhiger Charakter **sucht**

auf 1. September 1992 oder später in Pfarreisekretariat Heim oder Bildungszentrum eine **Stelle**. Arbeitszeit kann ganz individuell den Bedürfnissen angepasst werden. (Minimum 50%, Maximum 100%).

Anfragen unter Chiffre 1648 an die Schweizerische Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Alle
KERZEN
liefert

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

Das grosse Bibel-Quiz

Brockhaus, Fr. 18.50

1200 Fragen zum Thema Bibel, in fünf Schwierigkeitsgrade eingeteilt, also für Einsteiger und Meister spannende Unterhaltung.

Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9,
6002 Luzern, Telefon 041-23 53 63



Telefon
Geschäft 081 225170

Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.

FELSBERG AG

**Katholische Kirchengemeinde
Pfäffikon (ZH)**



Wir suchen für unsere Pfarrei St. Benignus, bestehend aus vier politischen Gemeinden, einen

Pfarrer

Unser derzeitiger Pfarrer verlässt uns aus gesundheitlichen Gründen auf Ende 1992.

Wir wünschen uns einen erfahrenen Seelsorger, der

- in unserer Gemeinde integrierend wirkt
- Freude hat, an Kinder- und Jugendarbeit
- Pfarrvereine gerne seelsorgerisch unterstützt
- gerne ökumenische Arbeit leistet.

Wir freuen uns auf einen Pfarrer, der mit unserem Seelsorgeteam bereit ist, diese Aufgabe weiterzuführen.

Fühlen Sie sich angesprochen, zu uns zu kommen? Dann nehmen Sie Kontakt auf mit unserer Präsidentin des Pfarrwahlteams: Rita Flepp, Im Spitz 29, 8330 Pfäffikon (ZH), Telefon 01-950 34 82

Katholische Kirchengemeinde, 7013 Domat/Ems

Wir suchen für die Pfarrei zur Ergänzung des Seelsorgeteams eine(n) vollamtliche(n)

**Pastoralassistentin/-en
oder Laientheologin/-en
oder Katechetin/-en**

sind Sie

- eine starke, teamfähige Persönlichkeit
- bereit zur Zusammenarbeit mit dem Seelsorgeteam und verschiedenen Organisationen

haben Sie Freude

- am Kontakt mit Jugendlichen im Religionsunterricht
- an der Mitarbeit in Verkündigung und Liturgie
- an der Übernahme von Verantwortung

Wir freuen uns auf einen(e) Mitarbeiter(in), der (die) eine entsprechende fachliche Ausbildung hat und dem (der) die Gemeinschaft im Seelsorgeteam und in der Kirche ein wichtiges Anliegen ist.

Nähere Auskunft erteilt gerne Giusep Jacomet, Pfarrer, Via Sogn Pieder 7, 7013 Domat/Ems, Tel. 081-36 11 43

Bewerbungen sind zu richten an Herrn Jakob Federspiel-Berther, Kirchengemeindepräsident, Wulfstien 7, 7013 Domat/Ems

Neue Steffens-Ton-Anlage jetzt auch in der Predigernkirche in Zürich. Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich unsere Mikrofonanlage zur Probe.

Wir haben den Alleinverkauf der Steffens-Ton-Anlagen für die Schweiz übernommen. Seit über 30 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofon-Anlagen auf internationaler Ebene.

Über Steffens-Anlagen hören Sie in mehr als 6000 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St.-Anna-Basilika in Jerusalem.

Auch in **Alt St. Johann, Andermatt, Ardez-Ftan, Arth, Arisdorf, Baden, Basel, Bergdietikon, Betschwanden, Birsfelden, Bühler, Brütten, Chur, Davos-Monstein, Davos-Platz, Derendingen, Dietikon, Dübendorf, Emmenbrücke, Engelburg, Flerden, Fribourg, Genf, Grengiols, Heiden, Hergiswil, Hindelbank, Immensee, Jona, Kerzers, Kloten, Kollbrunn, Küsnacht, Langenthal, Lausanne, Lenggenwil, 3 in Luzern, Matten, Mauren, Meisterschwanden, Mesocco,**

Montreux, Morges, Moudon, 2 in MuttENZ, Münchenstein, Nesslau, Niederlenz, Oberdorf, Obergösgen, Oberrieden, Oberwetzikon, Otelfingen, Ramsen, Rapperswil, Regensdorf, Rehetobel, Ried-Brig, Rümlang, San Bernadino, Schaan, Sevelen, Siebnen, Sils, Siselen, Sissach, Tägerwilen, Thusis, 2 in Trun, Urmein, Versam, Vissoie, Volketswil, Wabern, Waldenburg, Wasen, Wil, Wil-Hüntwangen, Wildhaus, 2 in Winterthur, Wynau, Zollikon, 3 in Zürich arbeiten unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.



Damit wir Sie früh einplanen können schicken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-22 12 51**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge.

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert.

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage.

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel: _____

Strasse: _____

Ort: _____

Telefon: _____

Bitte ausschneiden und einsenden an:
**Telecode AG, Industriestrasse 1
6300 Zug, Telefon 042/221251**

N 6/92

MOLCA
the Lights of Europe

HAWEKA AG
Buzibachstr. 12
CH-6023 Rothenburg
Tel. 041-53 84 22
Fax 041-53 98 33
Show-Room

AZA 6002 LUZERN

8415

Museumsgesellschaft
Postfach
8022 Zürich 22 Fraumünsterpost

27-28/2. 7. 92

Pfarrhaushälterin Mitte vierzig
sucht
infolge altersbedingtem Rücktritt ihres Pfarrers auf **September 1992 leichte Stelle.**

Gerne erwarte ich Ihren telefonischen Anruf abends zwischen 25. Juni und 4. Juli oder 13. Juli und 16. Juli 1992 oder eine schriftliche Offerte.

Felicitas Feucht, Katholisches Pfarrhaus, Kirchstrasse 11, 5413 Birnenstorf, Telefon 056-85 11 20

**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Ich,
Diplom-Theologe
35 Jahre, verheiratet, 1 Kind – früher in Waldshut als Bauzeichner tätig –, möchte gerne als **Pastoralassistent** in einer Gemeinde in der Seelsorge mitarbeiten und meine Erfahrungen aus Jugend-, Behinderten- sowie Altenarbeit und Klinikseelsorge einbringen. Um meine Fortbildung in personenzentrierter Gesprächsführung umsetzen zu können, wünsche ich mir einen Teil meiner Tätigkeit in der Einzel- bzw. Klinikseelsorge.
Über Nachricht einer interessierten Gemeinde würde ich mich freuen.
Andreas Zimmermann, Laisweg 11, D-7800 Freiburg i. Br., Telefon 0049-761-441972

Meisterbetrieb
für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



**Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn**
Telefon Geschäft und Privat
055-75 24 32